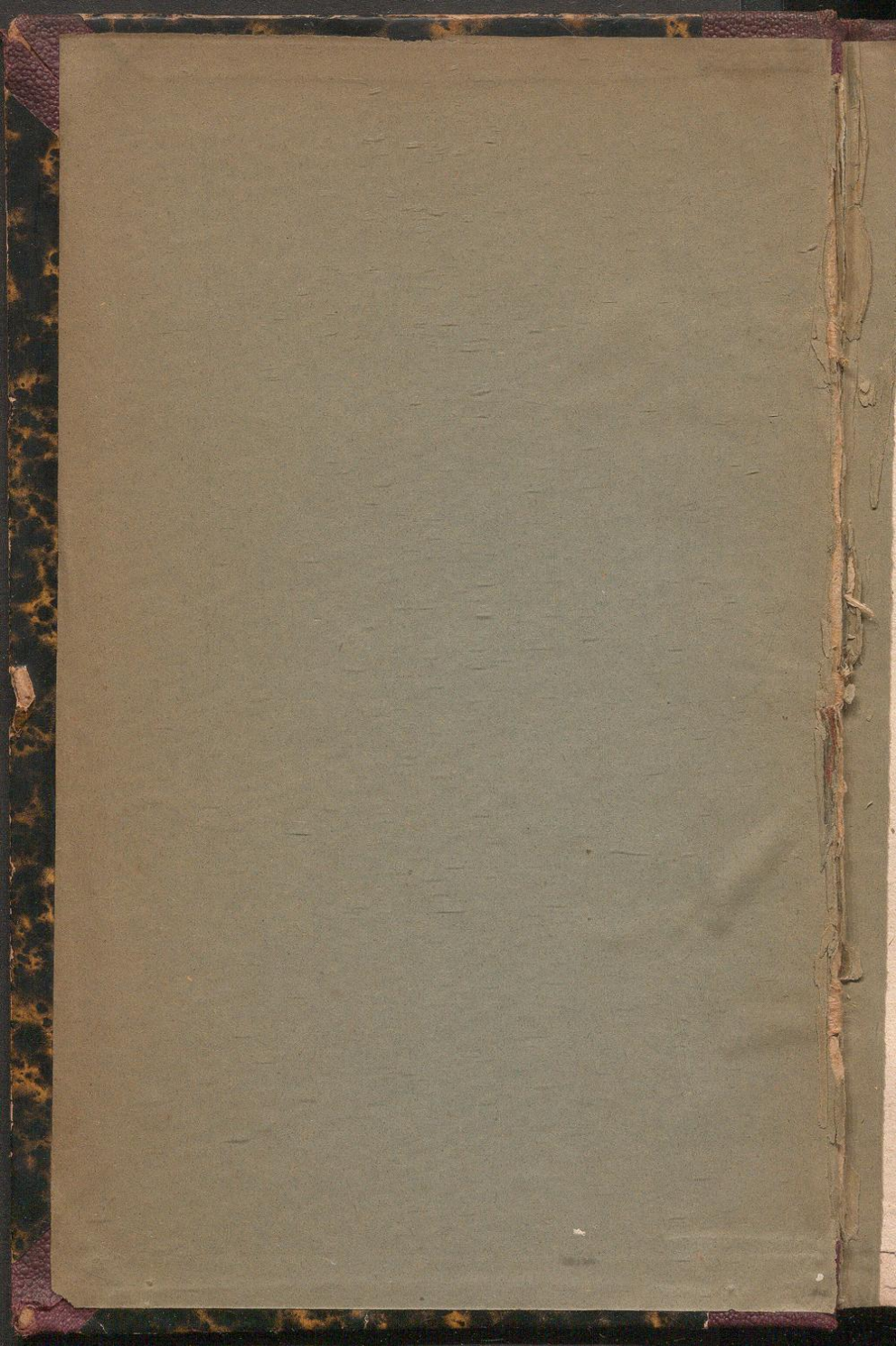
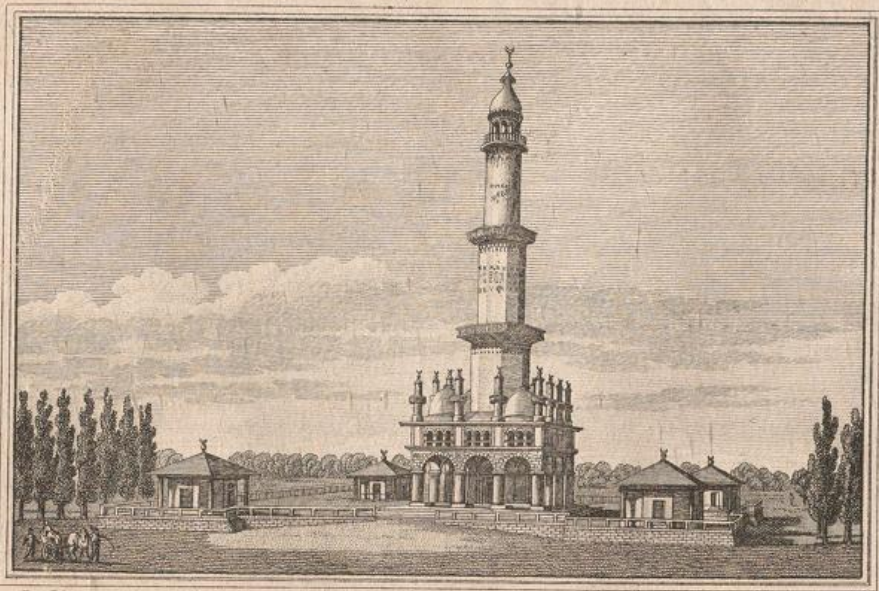


Wiener Stadt-Bibliothek.

T 8816/6 A







J. Blawatsch sculp.

Der orientalische Thurm zu Eisgrub in Mähren.

# Österreich über Alles!



Ein  
unterhaltendes Lesebuch  
für  
die vaterländische Jugend.

---

Von  
**Leopold Chimani.**

6



W i e n.  
Verlag von Mayer und Compagnie.  
(Singerstraße, deutsches Haus.)



---

## Vorrede zur ersten Auflage.

---

Hiermit übergebe ich meinen geehrten Lesern den sechsten und letzten Theil meines vaterländischen Jugendfreundes, und danke für die gute Aufnahme, welche die vorhergehenden Theile gefunden haben. Ich hoffe, daß auch dieser sechste neben seinen Vorgängern nicht zurück bleiben wird, denn ich hatte immer die Achtung vor Augen; welche ich meinen zahlreichen Herren Pränumeranten schuldig bin, und ich würde undankbar gegen dieselben seyn, wenn ich das Zutrauen, welches sie dieser meiner Jugendschrift schenkten, und die Rücksicht, mit der sie die vorhergehenden Theile beurtheilten, gemißbraucht hätte.

Gern hätte ich diese Schrift, an der ich immer mit besonderer Vorliebe arbeitete, gleich fortgesetzt, und noch mehrere Theile, nur aber in größeren Zwischenräumen herausgegeben. Der österreichische Kaiserstaat ist an Länder- und Völkermerkwürdigkeiten, an Naturseltenheiten und Kunst-; Produkten

so reich, an nützlichen und wohlthätigen Anstalten so ausgezeichnet, er wird von so vielen und verschiedenartigen Völkerstämmen bewohnt, die sich an Lebensart, Sitten und Gewohnheiten vielartig unterscheiden; der gegenwärtige Zeitpunkt ist so reichhaltig an edlen und patriotischen Handlungen, daß der Stoff zu so einem vaterländischen Jugendwerke nie erschöpft werden kann; nebstbey sind mir bey der Bearbeitung meines Jugendfreundes so viele interessante, nützliche und lehrreiche Aufsätze übrig geblieben, welche die versprochene Anzahl der Druckbogen in jedem Theil nicht fassen konnte, daß wirklich jetzt schon zwey bogenreiche Bände zum Drucke bereit liegen.

Hätte ich nicht schon bey der ersten Ankündigung und bey jeder folgenden Gelegenheit die Zahl der Theile des vaterländischen Jugendfreundes auf sechs festgesetzt, und müßte ich nicht besorgen, meine jungen Leser mit einem und dem nämlichen Jugendwerke in kurzer Zeit zu überladen, so würde die Fortsetzung gleich folgen, und ich glaubte selbst den Wünschen mehrerer derselben zu begegnen, da sie jeden neu erschienenen Theil mit dem ersten des Monats wißbegierig abholten, und mit jedem Theile die Zahl der Pränumeranten beträchtlich sich vermehrte.

Aus Achtung für meine geehrten Leser, und um ihres Zutrauens immer würdiger zu werden, will ich auf Bearbeitung der Gegenstände, die



den Inhalt meines vaterländischen Jugendfreundes ausmachen, noch längere Zeit meinen Fleiß verwenden, und ein neues Werk unter dem Titel: Unterhaltungen für die vaterländische Jugend herausgeben, welches wieder aus sechs Theilen bestehen wird, und als Fortsetzung des vaterländischen Jugendfreundes angesehen werden kann. So wie vaterländische Gegenstände immer vorzüglich aufgenommen werden sollen, so werden doch interessante Merkwürdigkeiten fremder Länder und Völker, schöne und edle Thaten, belehrende und warnende Handlungen und Ereignisse aus dem Auslande, besonders von den Staaten, die mit uns in näherer Berührung stehen, nicht ausgeschlossen seyn. Dabey werde ich besondere Rücksicht auf die neuesten so thatenreichen Zeitereignisse nehmen, und alles sammeln, was der lieben Jugend interessant, nützlich und lehrreich ist.

Die Zeit der Herausgabe, wenn sich nicht der Wunsch meiner lieben Leser laut entgegen ausspricht, werde ich bis in den künftigen Herbst verschieben, theils um mit desto größerer Sorge an dem Werke arbeiten und alle möglichen Verbesserungen anbringen zu können, theils auch weil ich weiß, daß die liebe Jugend während der Frühlings- und Sommermonathe in ihren Freystunden sich lieber dem Genuße der freudenvollen Natur hingibt, und in derselben Erholung und auch Belehrung sucht, als daß sie

## VIII

sich zwischen den vier Mauern zu dem Buche einschließen sollte.

Ich werde nicht ermangeln, einige Zeit vor Herausgabe dieses Werkes meine geehrten Leser durch die Zeitung und Anschlagblätter auf dasselbe aufmerksam zu machen, und ich bitte sie, mich bis dahin in ihrem geneigten Andenken zu erhalten.

Wien am 1. April 1814.

Der Verfasser.

---

## Vorrede zur zweyten Auflage.

---

Zwölf Jahre sind seit der ersten Ausgabe des vaterländischen Jugendfreundes verfloßen, die vaterländischen Unterhaltungen und vaterländischen Merkwürdigkeiten, beyde Werke in sechs Theilen sind auf denselben gefolgt und gut aufgenommen worden. Die große Zahl der Pränumeranten, welche die Abnahme über die gewöhnliche Größe der Auflage gesteigert haben, hat die Brauchbarkeit dieser Jugendwerke bewährt, und ich fühle mich für das Zutrauen, welches man meinem Bemühen für die Jugend geschenkt hat, sehr geehrt. Ich glaube wenigstens hierdurch genügt zu haben, daß ich die Erziehung und Bildung der Kinder für den Staat in Anregung gebracht habe, welches in den meisten Jugendschriften bisher übersehen worden war. Ich

habe in diesen drey vaterländischen Jugendwerken nicht nur das Herz der Kinder gemüthlich anzusprechen, den religiös = sittlichen Sinn zu erregen, den Verstand mit neuen Kenntnissen zu bereichern, sondern auch und insbesondere die Aufmerksamkeit der Jugend auf das Vaterland, auf die Vorzüge desselben, auf die weise und wohlthätige Staatsverwaltung, auf die Thaten und Handlungsweise braver Oesterreicher zu leiten gesucht, damit unsere Jugend ihr Vaterland näher kennen lerne, dasselbe in seinen vielfachen nützlichen und wohlthätigen Anstalten, in der Wechselwirkung gutgesinnter und wohlthätiger Staatsbürger aus jedem Zeitalter, und in seinen Natur =, Kunst = und Geistes = Produkten schätzen lerne, von der Liebe zum Monarchen und Vaterlande durchdrungen, zum Vertrauen auf die Staatsverwaltung geleitet, und daher nicht nur zu sittlich = guten und religiös = gesinnten Menschen, sondern auch zu verständig, treuen und thätigen Staatsbürgern gebildet werde.

Das Urtheil einsichtsvoller Schulvorsteher und gutgesinnter Pädagogen, welche die Tendenz mancher frivolen Jugendschriftsteller durchgeblickt hatten, billigten mein Bestreben, und munterten mich

auf, dasselbe fortzusetzen; sie suchten die Verbreitung dieser Werke, deren Ankauf wenig bemittelten Kindern schwer fallen könnte, dadurch zu befördern, daß sie dieselben in einzelnen Theilen als Prüfungsgeschenke vertheilten.

Der größte Lohn für den Herausgeber einer Schrift ist immer, wenn er sieht, daß sein Bemühen, nützlich zu werden, anerkannt, und er durch dieselbe wahrhaft nützlich wird. Dieser tröstliche Lohn ward mir auf eine unverkennbare Weise zu Theil, und war mir die größte Aufmunterung, die zweyte Ausgabe meines vaterländischen Jugendfreundes mit allem Fleiße zu verbessern, wo es thunlich war, durch neue Einschaltungen zu vermehren, und ihn den gegenwärtigen Zeitverhältnissen ganz anzupassen.

Ich sah dieses Werk immer wie einen Bienenkorb an, in welchem ich das Nützliche und Lesenswerthe, welches ich in verschiedenen Schriften zerstreut angetroffen, nachdem ich es zu meinem Zwecke umgemodelt, für die Jugend zusammengetragen habe. Ich wünsche, daß ihr der Inhalt hinfür eben so angenehm und nützlich seyn möge, wie der von den Bienen sorgfältig gesammelte

Honig sich süß und heilsam bewährt. Gebe Gott, daß ich durch diese Schrift noch ferner nütze, und im späteren Alter mir noch sagen kann: »Herr, ich habe das Pfund, welches du mir anvertrauet hast, nicht unnütz liegen lassen.«

Wien am 13. December 1826.

Der Verfasser.

# I n h a l t.

	Seite.
Geschichte Klosterneuburgs . . . . .	1
Achtung für kindliche Liebe . . . . .	20
Denkreime . . . . .	23
Danklied am Geburtstage einer Kranken Mutter . . . . .	23
Seide . . . . .	24
Seiden- Kultur im österreichischen Kaiserstaate . . . . .	30
Versuch mit den Spinnen, um Seide von ihnen zu gewinnen . . . . .	32
Eine Geislergeschichte . . . . .	34
Die Stadt Steyer . . . . .	37
Lohn der Treue und des Verraths . . . . .	41
Kindliche Liebe und Aufopferung . . . . .	43
Der Affe und das Eichhorn. (Eine Fabel.) . . . . .	44
Nemenhaus und Privatverein zu Unterstützung der Haus- armen in Prag . . . . .	46
Des Bächlein. (Eine Parabel.) . . . . .	51
Herr von Zwirn . . . . .	53
Cement- Wasser in Ungarn . . . . .	53
Das Berggrün . . . . .	54
Mütterliche Liebe und Edelsinn . . . . .	55
Wunsch an seinen Wohlthäter . . . . .	57
Ein Knabe nimmt einen Waisen an Kindesstatt an . . . . .	58
Wieder eine Warnung gegen das Tabakschmauchen . . . . .	62
Luischen . . . . .	63
Unglück durch Schießgewehr . . . . .	65
Merkwürdigkeiten von Klosterneuburg . . . . .	66
Der verstellte Arzt . . . . .	78
Die Statue Kaiser Josephs II. am Josephsplatze . . . . .	81
Denkmahl Kaisers Franz I. . . . .	93
Denkmahl eines verdienten Kriegers . . . . .	93
Die Herkules- Bäder bey Mehadia . . . . .	94
Echter Bürgerfinn . . . . .	97
Einige Gebräuche der Hindus. . . . .	98
Seltfamer Wahnsinn . . . . .	100
Größe und Gewicht der Wolken . . . . .	101
Höhe und Entfernung der Wolken. . . . .	105
Beherzenzwerthe Erfahrungsläge . . . . .	106

## I n h a l t.

	Seite.
Die Herren Wahr und Lug . . . . .	107
Gnomon . . . . .	107
Tapfere österreichische Krieger . . . . .	108
Unglücksfall durch Mißverständniß . . . . .	113
Auch die reisendsten Thiere werden durch menschlichen Um- gang milder . . . . .	116
Der Schneiderlehrling (Eine morgenländische Erzählung) . . . . .	116
Der Esel. (Eine Fabel.) . . . . .	126
Achte auf Warnungen . . . . .	126
Wohlthätige Krankenanstalt in Neutitschein . . . . .	127
Die Franzosen in Rußland . . . . .	130
Die Tropfsteinhöhle in Blasenburg . . . . .	156
Der kleine Berggroß . . . . .	159
Die verborgenen Hausdiebe . . . . .	161
Wie lange trägt man schon Peruquen . . . . .	163
Die Rose und der Dorn . . . . .	166
Gräßliche That zweyer in der Jugend verwahrloseter Menschen . . . . .	166
Die Metropolitan-Kirche bey St. Stephan in Wien . . . . .	170
Spanische Fliegen . . . . .	191
Meteor-Steine . . . . .	193
Betrachtung über Tod und Unsterblichkeit der Seele . . . . .	199
Hochzeitfeierlichkeiten, sehr gewöhnliche Schmauseryn und andere Gewohnheiten der Zipfer in Ungarn . . . . .	207
Unschuld . . . . .	215
Der Blutregen im Sommer . . . . .	215
Gottes Fürsorge . . . . .	215
Das Feuer von Batu. . . . .	216
Sittenlehre . . . . .	218
Ein reines Gewissen. . . . .	219
Ein Hund will eine zerbrochene thönerne Tabakspfeife wie- der zusammen setzen . . . . .	219
Auch Feinde wissen schöne Handlungen zu schätzen . . . . .	220
Räthsel, Charaden und Logogryphen . . . . .	221



---

## Geschichte Klosterneuburgs.

---

1.

### Älteste Geschichte.

An dem Abhange des cetischen Gebirges, da, wo jetzt Klosterneuburg steht, hatten schon die alten Römer das Kastell oder die Stadt Citium gebauet, um den Donau-Strom vor jedem feindlichen Ueberfalle zu sichern. Dieses Kastell sank unter den Stürmen der folgenden Jahrhunderte zu einem kleinen Pfarrdorfe herab, welches Niwenburg hieß. Hier war die Pfarre St. Martin, eine jener zwölf Pfarren, welche Kaiser Karl der Große errichtet hatte, und die ihren Sprengel über die heutigen Pfarren Korneuburg, Höflein, Krißendorf, Kierling, Weidling, Kahlenberg, Rußdorf, Heiligenstatt, Döbling, Grinzing, Sievering und Neustift ausdehnte.

Als Oesterreich gegen die häufigen Einfälle der Ungarn vertheidiget werden mußte, verlegten die Markgrafen ihren Wohnsitz nach Medelick (Mödling), um desto näher an den Gränzen zu seyn, und gegen diese Feinde wirken zu können. Markgraf Leopold der Heilige schlug sie in ihr Land zurück, und bauete im Jahre 1101 das Schloß auf dem Kahlenberge, in dessen Umgebungen er öfters zu jagen pflegte.

Alle Chroniken erzählen: Markgraf Leopold habe nach der Sitte des damahligen Zeitalters den frommen

Entschluß gefaßt, ein Kloster zu stiften, um Gottesfurcht und Landes-Kultur zu verbreiten; er sey aber noch unentschlossen gewesen, auf welchem Plage er es bauen sollte. Da er aber eines Tages auf der Jagd den Schleyer seiner Gemahlinn Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV. und Witwe des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, an den Aesten eines Baumes verwickelt fand, den ihr acht Jahre zuvor ein Wind, als sie bey dem Fenster im Schlosse auf dem Kahlenberge stand, weggetragen hatte, so habe er dieses für ein Anzeichen gehalten, daß er diesen Platz zum Baue wählen sollte, und er ließ dort im Jahre 1106 eine kleine Kirche bauen, welche der heiligen Jungfrau Maria geweiht wurde. Daher ist ihr erster Name St. Maria Zell zu Niwenburch. An der Kirche war die Wohnung für die Priester. Der Baum, auf welchem Jagdhunde den Schleyer entdeckt haben, wird jetzt noch neben der Kirche gezeiget.

2.

Ursprung des Stiftes und der Stadt.

Der fromme Markgraf stellte einen Propst, Otto I., einen Dechant und zwölf Chorherren bey dieser Kirche an, schenkte ihnen liegende Güter, aus denen sie ihren Unterhalt reichlich ziehen konnten, und so entstand späterhin das St. Leopolds-Stift, welches gegenwärtig den Titel führt: Kanonie der regulirten lateranensischen Chorherren des heil. Augustin. Markgraf Leopold ließ im Jahre 1114 am Plage, wo heute noch die Kirche steht, eine große Kirche herstellen, und an dem Plage, wo sich jetzt das Stifts-Hofgericht befindet, eine neue Burg, den so genannten Fürstenhof, bauen. Seine Gemahlinn stiftete an dem Plage, wo gegenwärtig die Kellnerey des Stiftes ist, ein Nonnenkloster. Der Bau der Kirche und des Klosters war im Jahre 1136 vollendet.

Am 29. September, dem Geburtstage des Markgrafen Leopold, wurde die Kirche eingeweiht, bey welcher Feyerlichkeit der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Gurk, der Markgraf Ottokar von Steyer, viele der edelsten Herren und eine unzählige Volksmenge gegenwärtig waren.

Der Markgraf Leopold überlebte nicht lange diese Feyerlichkeit. Er starb schon am 15. November 1136, und sein Leichnam wurde in seiner neuen Stiftung beerdiget.

Um die Burg des Markgrafen, den Fürstenhof, entstanden allmählig Gebäude für seine Hof- und Dienstleute, das Kloster selbst ermunterte Viele, sich hier Wohnungen zu bauen, weil sie Verdienst und Unterhalt fanden, und so entstand die Stadt Klosterneuburg, welche sich im Kurzen sehr vergrößerte. Sie bestand aus der oberen und unteren Stadt und einem dritten Stadttheile, welcher sich mittelst einer Brücke über die Donau, die in einer mehr östlichen Richtung an ihr vorbeystoß, auf das jenseitige Ufer erstreckte, und machte mit Korneuburg nur eine Stadt aus.

Im Jahre 1212 schwoll die Donau zu einer außerordentlichen Höhe an, trat aus ihren Ufern, bahnte sich neue Flußbeete, zertrümmerte die Brücke, vernichtete einen großen Theil der Stadt, beschädigte das Kloster, daß die Kirche den Einsturz drohete, verschlang mehrere umliegende Dörfer, und riß wahrscheinlich den Leopolds- von dem Lagen-Enzersdorfer-Berg oder Bisamberge ab, und wurde dadurch in einen andern Minnsaal gedrängt.

Seit dieser Zeit ist Klosterneuburg von Korneuburg durch die Donau ganz getrennt. Die Kirche des Stifts mußte von Neuem gebauet werden, und um die Kosten zu bestreiten, wurde dem Stifte bewilliget, zollfrey auf der Donau nach Enns und zurück fahren zu dürfen.

## Aufblühen des Stiftes und der Stadt.

Schon Leopold der Heilige hatte das Stift im Jahre 1133 statt der weltlichen Kanoniker mit regulirten Chorherren des heil. Augustin versehen. Zahlreiche und ansehnliche Schenkungen vermehrten den Reichthum des Stiftes, und die Präpöste gewannen an Ansehen und Einfluß auf den Hof. In der Folge war so gar Otto, der drittgeborne Sohn des Markgrafen Leopold, zum Vorsteher des Stiftes bestimmt. Der Markgraf hatte ihn nach Paris gesendet, daß er sich in den nöthigen Wissenschaften ausbilde. Otto besuchte zwar nach zwey Jahren sein Vaterland und das Stift, brachte demselben kostbare Reliquien mit, trat aber (1126) in den Zisterzienser-Orden zu Morimond, wo er Abt wurde. Es wurde hier ein Hospital für Pilger errichtet, welche nach dem gelobten Lande reiseten. Dieses ist noch, wie wohl in veränderter Gestalt zu sehen, wie man sich den ersten Häusern Klosterneuburgs nähert. In einer geringen Entfernung von dem neu gegründeten Chorherren-Stifte wurde auf Geheiß des mildthätigen Markgrafen Leopold ein Pilgerhaus zur gastfreundlichen Pflege der nach Jerusalem wallenden frommen Christen und eine Kapelle gebauet. Ein Chorherr übernahm die Aufsicht, und der erste Pfleger der Pilger, welcher dem Hause vorstand, hieß Swarzo. Waller aus allen Ländern fanden hier gastfreundliche Aufnahme und menschenfreundliche Pflege, wenn sie auf der Reise erkrankten, und ein Friedhof wurde angelegt zur Ruhestätte für jene, welche, von der Reise erschöpft, hier ihr Leben endeten. Durch fromme Schenkungen wurde dieses Hospital bald in den Stand gesetzt, daß sie die Wohlthat der Pflege über sehr viele Pilger ausdehnen konnte.

Als die Pilgerreisen und Kreuzzüge nach den heiligen

Stätten aufhörten, wurden von den Chorherren alte und gebrechliche Menschen in dieses Spital aufgenommen, und mit samaritanischer Nächstenliebe verpfleget. Später wurden auch kranke Stiftsgeistliche, besonders zur Zeit der Pest hierher gebracht, und eine eigene Abtheilung im Gebäude für dieselben errichtet. Ein Priester las täglich den Kranken die Messe.

Zweymahl, im Jahre 1529 und 1683 wurde dieses Haus der Wohlthätigkeit von den Türken zerstört, und von den Chorherren wieder aufgebauet. Jetzt werden arme alte und gebrechliche Unterthanen des Stiftes hier verpfleget.

Heinrich Jasomirgott, der Erbauer der St. Stephanskirche in Wien, erhob Neuburg von einem landesfürstlichen Markte zur bedeutenden Stadt, und Leopold der Glorreiche ordnete 1199 hier Gerichtstage an, und erhob Neuburg zum Range einer Gerichtsstadt.

Die Kreuzzüge gegen die Sarazenen waren damahls gewöhnlich, und Leopold der Glorreiche nahm im Jahre 1205 in einer feyerlichen Versammlung zu Klosterneuburg das Kreuz, um gegen die Sarazenen zu Feld zu ziehen.

Nach seiner Zurückkunft aus Syrien verschönerte er seine Burg in Klosterneuburg, und bauete neben derselben eine marmorne Hofkirche, eben jene, welche im Jahre 1799 abgebrochen, und nach Laxenburg geschafft wurde. Im Jahre 1214 wurde im Stifte eine öffentliche Schule (Ritter-Akademie) errichtet, in welcher nebst den Söhnen der Ritter selbst die künftigen Beherrscher Oesterreichs gebildet wurden.

4.

Klosterneuburg leidet durch Kriege.

Friedrich der Streitbare, Sohn des Herzogs

Leopold, beehrte Klosterneuburg mit vorzüglichen Merkmalen seiner Gunst. Als er aber in einem Treffen gegen die Ungarn an der Leytha den Tod des Helden starb, gingen nicht nur für diese Stadt, sondern auch für ganz Oesterreich trübe Tage auf. Mehrere trachteten nach der Oberherrschaft, und überzogen das Land mit Krieg. Markgraf Hermann von Baden, der eine Schwester Friedrichs zur Gemahlinn hatte, eroberte das Schloß auf dem Kahlenberge und auch Klosterneuburg. Seine Anhänger Schenk von Hauspach und Preßler verheerten das Land eben so wie seine Gegner. Endlich im Jahr 1251 wurde Ottokar, Markgraf von Mähren, Herzog von Oesterreich. Dieser begünstigte das Stift sehr, bestätigte alle seine Gerechtsame und die Mauthfreiheit auf der Donau. Eben dieser Fürst stiftete ein Nonnenkloster zu St. Martin in der untern Stadt. Ottokar fürchtete sich sehr vor der Macht des Kaisers Rudolph von Habsburg. Er besetzte Wien und Klosterneuburg, welches so beträchtlich geworden war, daß Ottokar mit demselben ganz Oesterreich zu erhalten glaubte. Die Stadt wurde zuerst mit Mauern und Schanzen umgeben, und mit einer beträchtlichen Besatzung vertheidiget. Er berief die Wiener nach Klosterneuburg, daß sie ihm dort huldigten. Heinrich II., der Hund von Kuenring, Oberst-Marschall, führte Wälle und Zwinger auf. Ein Theil derselben, welcher von der oberen Stadt in die untere führt, und erst im Jahr 1806 erweitert wurde, wird noch jetzt von ihm die Hundsfelle genannt. Hier in dieser Feste rüstete sich Ottokar im Jahre 1276 mit seinen böhmischen und mährischen Soldnern, um dem Kaiser Rudolph von Habsburg die Krone streitig zu machen. Die Einwohner Klosterneuburgs erklärten sich für Kaiser Rudolph. Die Kaiserlichen bemächtigten sich durch eine Kriegslist der

Thore von der Landseite, und nahmen die Besatzung gefangen, während Ottokar entwich. Bestürzt eilte der Probst zum Kaiser ins Lager vor Wien. Rudolph bestätigte der Stadt und dem Stifte ihre Privilegien, Ottokar entsagte in einem Vertrage dem Besitze von Oesterreich. Zwey Jahre darauf 1278 verlor Ottokar, den Vertrag brach, in einer Schlacht bey Weidendorf, oder wie Andere glauben, bey Laa im B. U. M. B. das Leben.

5.

Kaiser Albert erhebt Klosterneuburg und Korneuburg.

Kaiser Albert I., Rudolphs Nachfolger, erhob Korneuburg, welches zwar nach der angezeigten Ueberschwemmung etwas entfernter vom Ufer angelegt worden war, aber noch immer mit Klosterneuburg durch eine Brücke zusammenhing, und die Gerichtsbarkeit und den Marktplatz für beyde Städte hatte. Seitdem wurde Klosterneuburg Neoburgum claustrense, Korneuburg aber Neoburgum forense genannt.

Albert setzte der Stadt Klosterneuburg einen eigenen Richter in der Person eines gewissen Otto von Kreuzer vor, schenkte ihr ein eigenes Landgericht, welches sich über den Kahlenberg, Nußdorf, Heiligenstatt, Grinzing, Unter-Döbling, Ober- und Unter-Sivering, Neustift, Salmansdorf, Weidling und Krißendorf erstreckte. Er bauete hier im Jahre 1288 eine neue Burg mit einer Haus-Kapelle zum heil. Achatz mit Thürmen und Aufzugsbrücken neben der Hundskehle. Die Trümmer dieses Baues erhielten sich bis auf unsere Zeiten, und erst im Jahr 1806 wurde ein Garten auf demselben Platze angelegt. Al-

brecht hatte bald mit Empörern zu kämpfen; aber die Besatzung dieser neuen Burg, so wie die Einwohner von Klosterneuburg blieben ihm treu, und vertheidigten ihn tapfer, wobey sich besonders die städtischen Bogenschützen auszeichneten. Zum Andenken an diese bewiesene Ergebenheit errichtete Albrecht in Klosterneuburg eine Schützengesellschaft, welche die erste in Oesterreich war. Er machte neue Schenkungen an das Stift, und erweiterte dessen Freyheiten.

Auch Albrechts Gemahlinn Elisabeth zeigte sich der treuen Stadt sehr geneigt. Papst Urban IV. hatte die Feyer des Fronleichnamstages in der ganzen Christenheit verordnet. Elisabeth führte die Feyer dieses Festes zuerst in Klosterneuburg ein, und ordnete eine Prozession an. Sie stiftete einen so genannten Gottesleichnam Altar, und gab 80 Pfund Wienerpfennige, daß Gründe zur Erhaltung dieser Feyer und des Altars angekauft wurden.

6.

Klosterneuburg wird durch Feuer, Erdbeben, Pest und Krieg verheeret.

Im Jahre 1322 wurde die Hälfte der Stadt und das Kloster durch eine Feuersbrunst zerstört, so daß die meisten Chorherren in andern Ordenshäusern einen Aufenthalt suchen mußten. Alle gesammelten Bücher und Urkunden, selbst die Handschrift des ersten Geschichtschreibers des Stiftes, Richard, wurde ein Raub der Flammen.

Im Jahre 1340 wüthete die Pest, und Scharen ungeheurer Heuschrecken zernichteten die Ernten. Wildheit und Noth zeigte sich allenthalben, alle Wege waren unsicher und selbst die Pröpste durften es nicht wagen ohne mannhafte Begleitung zu reisen, und eine Re-



ligions = Sekte, die Beguardinen beunruhigten die Stadt. Bald waren zwar die Häuser und Kirchen wieder aufgebauet; gegen die Ketzer widerfuhr man äußerst grausam; die Unglücklichen wurden in der Deyslergasse, in der so genannten Gaislucken, niedergemetzelt; der vorige Wohlstand schien wieder zurückzukehren; allein neue Kriege der Herzoge Otto und Albrecht von Oesterreich gegen Kaiser Ludwig und König Johann von Böhmen entstanden, und verheerten das Land.

Im Jahre 1347 besuchte König Ludwig der Große von Ungarn den Herzog Albert von Oesterreich in Klosterneuburg. Damahls hatten die Augustiner neben der herzoglichen Burg eine Residenz welche der König mit seinem Gefolge bezog. Auf dem Platze, wo nun die Säule zum ewigen Lichte steht, war damahls lärmende Musik und öffentlicher Tanz.

Im Jahre 1394 entstand ein Erdbeben, und eine fürchterliche Pest wüthete. Diese Uebel sah man für eine Strafe des Himmels an, weil man die Juden mit beispielloser Grausamkeit verfolgte. Um diese Zeit legte Propst Kolmann den Grund zur Bibliothek des Stiftes, gab in selbe die Manuscripte, die er selbst gesammelt hatte, und bestimmte die Einkünfte gewisser Gründe zur Vermehrung der Bücher in der Bibliothek.

Dieser thätige Propst ließ die Stiftskirche erneuern, neue Altäre in derselben errichten, und den Thurm mit großen Glocken versehen. Er bauete ein neues Refektorium und ein heiliges Grab für die Charwoche.

Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, als der Markgraf Prokop von Mähren seinen Bruder Zodock aus dem Besitze dieses Landes verdrängen wollte, und Znaym schon erobert hatte, sandte derselbe seinen General Heinrich Dürnteufel mit einer zusammen ge-

rafften Horde nach Oesterreich, welche das Land schrecklich verheerten. Herzog Albert IV. reinigte zwar seine Provinz wieder von diesem Gesindel, belagerte selbst Znaim, mußte sich aber zurück ziehen, und starb am 27. August 1404 zu Klosterneuburg. Nach seinem Tode stritten die Herzoge Ernst und Leopold um die Vormundschaft über seinen minderjährigen Sohn. Ernst besetzte Klosterneuburg, welches dann von Albert von Enzersdorf geplündert wurde. Das Land hatte sich von diesem Kriege noch nicht erholt, als der Böhme Ziska dasselbe bis nach Stockerau verheerte. Eine mörderische Pest machte das Elend und die Noth vollkommen. In diesen unglücklichen Zeiten war der Kreuzzug-Prediger Kapistran in Klosterneuburg, wo ihm in dem Kloster zu St. Jakob, (der nachherigen und jetzt verfallenen Zucker-Raffinerie) eine Wohnung eingeräumt wurde.

#### Heiligsprechung des Markgrafen Leopold.

Im Jahre 1485 wurde Markgraf Leopold, der Stifter von Klosterneuburg, von dem Papste Innocenz VIII. heilig gesprochen, und der 15. November ward zur Feyer seines Andenkens festgesetzt.

Diese Heiligsprechung wurde in Deutschland, Böhmen und Ungarn so gleich bekannt gemacht. Sie konnte aber der Kriegsunruhen wegen erst im Jahre 1506 feyerlich begangen werden. An diesem Tag wurden die irdischen Ueberreste des frommen Markgrafen aus dem Grabe erhoben, in einen silbernen, goldverzierten Sarg gelegt, und in feyerlicher Prozeßion herum getragen. Der Kaiser Maximilian I. ließ schon im Jahre 1495 dem Propste Jakob neunzig Mark Silber übergeben, daß er für die Gebeine des heiligen Markgrafen einen herrlichen Sarg verfertigen lasse. Von allen Gegenden lief eine ungeheure Menge Volkes zusammen, um der so großen

und so seltenen Feyerlichkeit beizuwohnen, die mit aller Pracht und Herrlichkeit begangen wurde. Leonhard, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Gurk, sieben und zwanzig Prälaten, eine Menge Priester und Ordensglieder waren gegenwärtig und verrichteten den Gottesdienst. Hinter dem Sarge schritt in feyerlicher Prozeßion Maximilian in erzhertzoglicher Kleidung, die Krone auf dem Haupte. Ihm folgte der Herzog von Süllich und eine große Zahl deutscher Fürsten und Herren. Der sämtliche österreichische Adel beschloß den Zug, der durch die drängende Volksmenge sich zum Altare bewegte.

Früher in dem Jahre 1485 eroberte der ungarische König Mathias Korvinus am grünen Donnerstage das Schloß auf dem Kahlenberge und Klosterneuburg; am Fuße des Berges und neben der Stadt ließ er Schanzen errichten und Bollwerke anlegen; Korneuburg wurde eingenommen, und Klosterneuburg mit seinem Schlosse größten Theils verbrannt. Bey dieser Gelegenheit wurde auch die Burg verwüstet, welche durch drey Jahrhunderte von dem erlauchten Regentenstamme bewohnt und verschönert worden, und eine der merkwürdigsten Residenzen des Mittelalters war. Mathias starb im April 1490 zu Wien. Schon im September desselben Jahres ergab sich Klosterneuburg an Maximilian I., in dessen Gegenwart späterhin die Erhebung des heil. Leopolds unter großen Feyerlichkeiten vor sich ging. Seit der Heiligsprechung dieses Markgrafen nahm der Glanz und Reichthum des Stiftes ungemein zu.

Maximilian I. ordnete bey seinem Tode an, daß durch eine Regierung indessen, bis Karl oder Ferdinand ankämen, die Länder verwaltet werden sollten. Der Kanzler von Niederösterreich, Johann Schaidpöckh, nahm zu diesem wichtigen Geschäfte einige Land-

stände und unter diesen auch den Propst Georg II. von Klosterneuburg zu Hülfe. Jene, welche nicht mit zur Regierung berufen worden waren, wurden darüber aufgebracht, Michael Eyzinger und Hanns Puchain versammelten einen neuen Regierungsausschuß, vertrieben den Kanzler mit seinen Rätthen aus Wien nach Neustadt, übten alle Rechte einer gesetzmäßigen Regierung aus, hoben Steuern ein, plünderten die Kassen und Stifter, drangen am Tage Maria Geburt 1519 mit Gewalt in das Stifft, nahmen alles Gold und Silber in demselben und in der Kirche weg, und raubten selbst den Sarg des heil. Leopold.

Da kamen Karls und Ferdinands Abgeordnete zu Klosterneuburg an, und riefen die Stände und Bürger zur Ablegung des Huldigungseides auf. Die Auführer schickten bloß einige aus ihrem Mittel ab, um ihre Sache zu vertheidigen. Als aber Ferdinand, selbst zu Klosterneuburg eintraf, setzte er ein Gericht zusammen, welche das Betragen der Auführer untersuchen mußte. Es erkannte die Todesstrafe wider die Empörer. Hanns von Puchain, Doktor Martin Siebenbürger und mehrere ihrer Mitgenossen wurden öffentlich zu Neustadt enthauptet.

7.

Schicksale Klosterneuburgs während der Türkenkriege und Religionsunruhen.

Nach der Schlacht bey Mohacz drangen die Türken bis nach Wien, belagerten die Stadt, mußten aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Klosterneuburg ward durch den kaiserlichen Stadt-Kommandanten Melchior von Bamberg und dem Stifftshofmeister Johann Stollbeck tapfer vertheidiget. Der Propst hatte sich mit den Reliquien und Schätzen nach Passau gerettet.

Die obere Stadt und das Stift litten nicht viel von dem Grimme der Barbaren; nur die Kirche zu St. Jakob und ein Theil der untern Stadt wurden abgebrannt. Doch mußte das Stift alles Gold und Silber, und in den Jahren 1530 bis 1532 den vierten Theil aller liegenden Güter dem Staate zur Fortsetzung des Krieges gegen die Türken hingeben.

Um hinfür zu jeder Vertheidigung gerüstet zu seyn, mußte das Stift auf Befehl des Kaisers eine Waffenkammer mit aller Gattung Waffen und Geschütz errichten, und die Befestigungswerke der Stadt ausbessern und vermehren.

Schon im Jahre 1542 verlangten die protestantischen Stände in Oesterreich freye Religionsübung.

Unter Kaiser Maximilian II. trat das Stift den Prater und die ganze Gegend im untern Werd an den Kaiser zu seinen Jagdbelustigungen ab. Da wo jetzt die Jägerzeile ist, wurden Wohnungen für die Jäger erbaut, daher der Name.

Die folgenden Jahre mußte das Stift beträchtliche Truppen gegen die Türken stellen; eine fürchterliche Feuersbrunst legte die Propstei in Asche und eine schreckliche Pest wüthete in den Umgebungen Klosterneuburgs. Mit den unter diesen Drangsalen schrieb Propst Balthasar Polzmann ein Leben des heil. Leopold, und ließ es in dem Stifte drucken, in welchem auch die öffentlichen Schulen noch immer fortbauerten.

Im Jahre 1663 wurde der heilige Leopold zum Landes-Patron von Oesterreich erhoben, und seitdem wird der 15. November als ein Festtag gefeyert.

Im dreißigjährigen Kriege drang der schwedische General Torstensohn (1645) nach Oesterreich bis gegen die Donau vor. Der Schatz des Stiftes wurde in die Steyer-

mark nach Seckau gebracht. Doch litt das Stifte wenig durch diese Kriessunruhen.

Der Krieg zwischen Rudolph II. und seinem Bruder Mathias machten Oesterreich so unsicher, daß der heil. Leichnam Leopolds nach Melk gesucht werden mußte.

Erzherzog Maximilian III., Großmeister des deutschen Ordens, schenkte dem Stifte eine silberne Statue des heil. Leopold und den sogenannten Erzherzoghut, welcher bis zum Jahre 1784 im Stifte aufbewahret, und jedem Thronfolger bey der Huldigung gegen Kevers ausgehändiget wurde. Joseph II. ließ ihn nach Wien bringen, aber Leopold II. sandte ihn dem Stifte wieder zurück.

Vor der Erbhuldigung wird dieser Erzherzogshut mit großer Feyerlichkeit von Klosterneuburg abgehohlet, und mit gleichen Ceremonien dahin wieder zurück gesendet. Er ist von Purpur-Sammet, mit Hermelin ausgeschlagen, und auf den Bogen mit kostbaren Edelsteinen besetzt.

Im Jahre 1683 belagerten die Türken unter Anführung des Großweffirs Kara Mustapha. mit einem ungeheuren Heere Wien. Der Propst, der Dechant und die Chorherren verließen bey Annäherung der Feinde das Stifte. Nur der Priester Lebsaft und der Laienbruder Marcellin Ortner blieben zurück, und Letzterer übernahm die Vertheidigung der Stadt, theilte aus dem Zeughause des Stiftes Waffen unter die Bürger aus, sprach ihnen Muth zu, und munterte sie zur tapfern Gegenwehre auf. Alle schwuren die Stadt zu retten, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben. Am 17. Julius drangen die Feinde vom Kahlenberge her in die untere Stadt ein, und steckten sie an vier Orten in Brand. Das Franciskaner-Kloster, dessen friedliche Bewohner von den Barbaren niedergemetzelt wurden, die Vorstädte, das Stiftsspital wurden in Asche gelegt, die ganze untere Stadt glich nur mehr einem Steinhäufen, die

Martins-Kirche war rein ausgeplündert und zerstört. Die obere Stadt wurde heftig bestürmt, aber eben so tapfer auch vertheidiget. Am 26. Julius erschienen die Türken zum zweyten Mahle mit einer beträchtlichen Macht und versuchten, die obere Stadt, welche mit Mauern umgeben war, und das Stift selbst zu erobern. Allein der heldenmüthige Widerstand der Bürger unter Anführung des braven Stifts-Laienbruders Marcellin Ortner, und der Besatzung unter dem Obersten Häusler trieb alle Anfälle der Feinde zurück. Zweymahl wurden die Türken verstärkt, und stürmten mit seltener Wuth, aber immer wurden sie von dieser geringen, aber sehr tapfern Zahl der Belagerten zurückgeschlagen, welche selbst Ausfälle machten, und den Feinden Gefangene abnahmen, bis am 11. September das kaiserliche Heer zum Entsatz von Wien anrückte, und auch Klosterneuburg von der Wuth der Feinde befreyte. Von jenem Hügel des Kahlenberges, welcher Hermannskobel heißt, gab General Vecchio den Wienern durch Raketen und Granaten das erste Zeichen, daß der Entsatz so nahe sey. Nach glücklich abgewandter Gefahr kehrte der Propst schnell in das gerettete Stift zurück, unterstützte die Stadt mit Geldvorschüssen, und in kurzer Zeit war sie wieder so aus den Ruinen aufgebaut, daß alle Spuren von der Anwesenheit der Feinde vertilgt waren.

Da feyerte der Propst Ernest im Jahre 1714 den Gedächtnistag, an welchem der heilige Leopold vor 600 Jahren den Grundstein zur größeren Kirche gelegt hatte, mit großer Pracht. Die Kirche war mit Bildern, welche die Lebensgeschichte des heiligen Markgrafen darstellten, geziert, und eine silberne, reich mit Edelsteinen geschmückte Lampe wurde zu diesem Feste eigends verfertigt. Acht Tage währte diese Feyerlichkeit, und täglich erschien eine andere Pfarrgemeinde in Prozeßion bey dem Gottesdienste.

Das Stift wird neu erbauet.

Seit dieser Zeit nahm der Wohlstand des Stiftes beträchtlich zu, und durch Ankauf verschiedener Güter wurde es immer reicher. Wie es fast keinen Vorsteher vorher gehabt hatte, der nicht irgend auf eine Art das Stift selbst und die Gebäude, welche dazu gehörten, verschönert, erweitert oder vermehrt hatte, so erbauete Propst Ernest aus den Trümmern des von Agnes erbauten und längst eingegangenen Frauenklosters die Kellerey und einen Getreidekasten, am Plage des Fürstenhofes das Kanzelley-Gebäude, neben demselben den Leichenhof und im Stifte das Refektorium. Auch erlaubten nun die vermehrten Einkünfte dem Propste Ernest, das Stiftsgebäude neu und in einem prächtigen Style, so wie es jetzt da steht, aufzuführen. Schade daß der Umfang und die Pracht dieses herrlichen Werkes, die Stärke der Mauern und die kühne Bauart des Ganzen so viel Geld und Zeit erforderten, daß es nicht ganz vollendet werden konnte.

Im Jahre 1730 am 14. May legte der Propst den Grundstein zu diesem Meisterwerke. Der Oberst-Lieutenant Allio vom Genie-Korps entwarf den Plan, und unter seiner Leitung führte der Stifts-Maurermeister Kaiserlich denselben aus. Unstreitig würde es bey seiner Vollendung den ersten Platz unter allen Gebäuden in Oesterreich einnehmen. Dieser würdige Propst, der so viele Denkmähler seines hohen Geistes hinterlassen hatte, erreichte sein 82. Lebensjahr, und starb am 24. December 1748, nachdem er 42 Jahre Propst, 56 Jahre Priester und 62 Jahre Stiftsmitglied gewesen war.



### Neueste Geschichte Klosterneuburgs.

Der Propst Ambros Lenz stellte in dem herrlichen Saale die Stifts-Bibliothek auf, welche seit den letzten Verheerungen wieder auf 20000 Bände angewachsen war. Auch sorgte er für die Errichtung einer Gemäldesammlung und eines Naturalien-Kabinettes.

Im Jahre 1782 am 20. April kam Papst P i u s VI., welcher längere Zeit in Wien zum Besuche des Kaisers Joseph II. verweilte, auch nach Klosterneuburg, um den Leichnam des heiligen Markgrafen Leopold zu besehen und zu verehren. Eine unzählige Menge Volkes aus nahen und fernen Gegenden hatte sich versammelt, um den heiligen Vater zu sehen, und den apostolischen Segen von ihm zu empfangen.

In der neuesten Geschichte bleibt das Jahr 1797 den Oesterreichern ewig merkwürdig. Die Franzosen drangen unter General Buonaparte mit unwiderstehlicher Macht gegen die Hauptstadt vor. Da beseelte alle Volks-Klassen ein heiliger Eifer, das bedrohte Vaterland und den geliebten Kaiser Franz zu retten. Tausende und Tausende aus allen Ständen ergriffen die Waffen, bereit, Leben und Blut hinzugeben. Sie zogen, von dem Prinzen von Würtemberg befehliget, dem Feinde entgegen, und Klosterneuburg war das Haupt-Quartier dieses allgemeinen Aufgebottes.

Auch die Studenten der Wiener-Hochschule hatten sich bewaffnet, um für Monarchen und Vaterland zu kämpfen und zu sterben. Sie waren 1200 Mann stark, und bildeten zwey Bataillons. Sie lagen in der unteren Stadt im Quartier. In der oberen Stadt befanden sich die fünf Kompagnien von dem Handelsstande, und eine Kompagnie der Gold- und Silberarbeiter.

Als nach der Schlacht bey Hohenlinden die österr-eichische Armee sich näher gegen die Hauptstadt zog, wurde das ganze Stiftsgebäude zu einem Spitale für kranke und verwundete Krieger verwendet.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Ulm im Oktober 1805 marschirte ein Theil der französischen Truppen auf Wien los, ein anderer wendete sich bey Dürnstein gegen die russischen Hülfsvölker, und General Sebastiani drang am rechten Ufer der Donau gegen Klosterneuburg zu, welches er ohne Widerstand am 11. November besetzte. Während der Anwesenheit des Feindes war die Stadt der Standpunkt der französischen Pontoniere, welche auf Kosten der Einwohner und des Stiftes verpflegt werden mußten. Der Stab des Straßburger Pontonier-Bataillons zog am 23. November in das Stift ein, und verweilte dort bis zum 10. Jänner 1806. Durch diese Einquartirung, durch beträchtliche Lieferungen und Kontributionen litt die Stadt außerordentlich, und duldete in stiller Ergebung, was nicht zu ändern war.

Noch härter wurden das Stift und die Stadt während der Anwesenheit der Franzosen im Jahre 1809 mitgenommen. Schon am 9. May wurde der silberne Sarg mit den Gebeinen des heiligen Leopold nach Wien in die Stephans-Kirche gebracht. Am 10. May wurde Klosterneuburg von den vorrückenden Feinden besetzt, und sie verließen dieselbe erst gegen Ende November desselben unglücklichen Jahres. Der General Wandamme, der schreckliche Wandamme! hatte hier sein Haupt-Quartier. Außer den drückenden Einquartirungen der übermüthigen Feinde, die man mit aller Hingebung nicht befriedigen konnte, außer beträchtlichen Lieferungen an Geld und Lebensmitteln verlor das Stift allen Wein in seinen Kellern, welchen man immer für einen beträchtlichen Theil seines Reichthums hielt. Das Stift wurde in ein Militär-Spital für

Kranke und Verwundete verwandelt, deren Verpflegung größten Theils auf Kosten des Stiftes geschah; ein großer Theil seiner Auen und Wälder wurde umgehauen und verwüstet, seine Meiereyen geplündert, viele seiner liegenden Güter, die Kirchen, Pfarr- und Schulgebäude auf denselben durch Feuer verheeret, und der größte Theil seiner Unterthanen im Viertel unter Mannhartsberg in Armuth und Elend versetzt. Der Schaden, den das Stift in diesem Kriegsjahre erlitten hat, soll sich auf dritthalb Millionen Gulden belaufen. Außerordentlich ist der Wohlstand des Stiftes seither gesunken; die nachfolgenden friedlichen Jahre konnten diese tief geschlagenen Wunden nicht ganz vernarben, und nur von der mit Umsicht und Weisheit eingeführten Sparsamkeit und klugen Leitung des inneren und äußeren Haushaltes im Stifte läßt sich erwarten, daß es bey den bedeutenden Hülfquellen, deren kaum ein anderes Stift sich zu erfreuen hat, bald wieder zu neuem Wohlstande erheben wird.

Das Stift zählt gewöhnlich an 60 Mitglieder, von welchen beyläufig die Hälfte die Seelsorge in Klosterneuburg und auf verschiedenen Pfarren im Lande unter der Enns besorgt. Mehrere Stiftsmitglieder sind Professoren an der theologischen Hauslehr-Anstalt, welche für die angehenden Priester aus den Stiftern Klosterneuburg, Herzogenburg und Reichersberg hier gegründet ist.

So wie das Stift seit seiner Entstehung durch Verbreitung der Gottesfurcht, der Landes-Kultur sich verdient gemacht, Künste und Wissenschaften befördert, und Werke der Wohlthätigkeit verbreitet hat, so hat es auch in jedem Zeitalter Männer gehabt, welche sich durch ächte Religiosität, durch Gemeinsinn und durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben. Jetzt noch sind drey Mitglieder des Stiftes, die Herren Fourerius Ackermann, Theobald Friz und Jakob Nuttenstock Professoren der

theologischen Wissenschaften an der Hochschule in Wien, Lekturer auch k. k. Bücher-Censur. Herr Wilhelm Sedlatschek ist als k. k. Hofprediger angestellt, und wird unter die ersten Kanzelredner unserer Zeit gezählt. Herr Franz Xaver Schwoy ist Beichtvater Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzoginn Klementine, Gemahlinn des königlichen Prinzen von Salerno. Herr Maximilian Fischer, Pfarrer in Höfflein, ist als gründlicher Geschichtsforscher bekannt, und hat sich in mehreren Werken als solcher beurkundet. Herr Alois Schützenberger ist ein thätiger Mitarbeiter der kirchlichen Topographie.

---

### Achtung für kindliche Liebe.

Athanasius de Nyala war Page bey Kaiser Karl dem Fünften, und demselben nach Deutschland gefolgt. In Spanien entstand ein Aufruhr, und des Pagen Vater nahm an demselben Theil. Zur Strafe wurde er des Landes verwiesen, seiner Güter beraubt, und dadurch in die größte Noth versetzt.

Der Page, welcher dem Kaiser sehr ergeben war, billigte zwar auf keine Art das sehr sträfliche Benehmen seines Vaters, der als ein Empörer an Monarchen und Vaterland treulos gehandelt hatte; aber im Innersten des Herzens hatte er Mitleid mit demselben, der nun im äußersten Elende schmachtete. Er konnte nicht ertragen, daß sein Vater Noth litt, während er sich in einer bequemen Lage befand. Er unterstützte ihn mit seiner Barschaft, verkaufte alles, was er entbehren konnte, und zuletzt sein Pferd, schickte das daraus gelösete Geld einem vertrauten spanischen Edelmann, um es seinem unglücklichen Vater, dessen Freund

derselbe war, heimlich zukommen zu lassen. Das Pferd war ihm, so wie allen übrigen Pagen, vom Kaiser zum Hofdienste überlassen worden; es war nicht sein Eigenthum, er durfte es auch nicht verkaufen; nur eine seltene kindliche Liebe, der schöne Eifer, seinen Vater im Elende zu unterstützen, konnte ihn zu einer Handlung verleiten, die weder er, noch jemand anderer gutheissen konnte, und die immer sträflich bleibt.

### Der Page wird zur Verantwortung gezogen.

Der Pagen-Hofmeister vermiste bald das Pferd, und stellte den Pagen darüber zur Rede. Dieser konnte zwar nicht läugnen, daß er das Pferd verkauft; aber man konnte ihn nicht zum Geständnisse bringen, wozu er das dafür erhaltene Geld verwendet habe. Der Pagen-Hofmeister zweifelte daher nicht, daß er es im Spiele oder auf eine andere leichtsinnige Art verschwendet, oder Schulden damit bezahlt habe. Je hartnäckiger der Page das Geheimniß verschwieg, desto unablässiger spürte man nach, bis man endlich den wahren Beweggrund entdeckte, der ihn verleitet hatte, das Pferd zu verkaufen.

### Die Sache kommt vor den Kaiser.

Der Pagen-Hofmeister meldete den ganzen Vorfall dem Kaiser, und war gerecht genug, den edlen Beweggrund des Vergehens auch hinzuzusetzen. Der Kaiser ließ den Angeklagten vor sich rufen. Aya la erschien mit einer zuversichtlichen Ruhe und dem Bewußtseyn, daß sein Fehler nicht so sträflich sey, weil kindliche Liebe ihn dazu verleitet habe. Er erzählte mit edler Einfalt, was er gethan, ohne sich zu rechtfertigen oder um Gnade zu bitten, und setzte hinzu, daß er dieses Geheimniß um keinen Preis jemanden andern würde entdeckt haben; nur seinem Monarchen derselbe zu entdecken, hielt er für seine Pflicht.

## B e s c h l u ß.

Der Kaiser, welcher die kindliche Liebe des Pagen ehrte, und doch seinen Fehler nicht billigen konnte, wußte Anfangs nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er stellte sich gegen den Pagen sehr erzürnt, und sagte, daß er ihm nur wegen seiner Jugend verzeihe, und ihm, da er nun völlig verwaist und ohne alle Unterstützung sey, ein anderes Pferd schenke, und hoffe, daß er durch einen großen Diensteifer sich seiner kaiserlichen Gnade wieder würdig machen sollte.

Aber der Kaiser wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, den Pagen, der ihm durch die schöne Handlungsweise gegen seinen Vater nur noch schätzbarer geworden war, zu belohnen, und da Aya la bald darauf dem Staate einen wichtigen Dienst erwiesen hatte, so belohnte ihn der Monarch nicht nur so wohl wegen dessen, was er eben gethan, als wegen der kindlichen Liebe, womit er vormahls seines unglücklichen Vaters sich angenommen hatte, auf eine glänzende Art.

---

## D e n k r e i m e.

Fleiß und Kunst

Erwirbt Brot und Gunst.

Ich will mich meiner Tage kindlich freuen,  
Doch nicht also, daß es mich darf reuen.

Schämtest du dich nicht, den Fehler zu begehen  
Warum scheuest du dich, selben zu gestehen?

Das Gute, was du thust, kann niemahls unter-  
gehen,

Dich wird die Nachwelt nicht, dein Gutes wird sie  
sehen.

Bewußtseyn treu erfüllter Pflicht  
Gibt frohen Sinn und Zuversicht.

Des Körpers Schönheit wird eh' du es meinst ver-  
geh'n;  
Mit Tugend schmücke dich, dann bleibst du ewig  
schön.

---

### Danklied am Geburtstage einer Kranken Mutter.

Dank dem Herrn, du meine Seele,  
Daß mir noch die Mutter lebt,  
Daß die finstre Leichenhöhle  
Meine Hoffnung nicht begräbt.

Dank dem Herrn, der ihr Gebeine  
Noch im Grabe nicht zerstört,  
Dank ihm, daß er, wenn ich weine,  
Thränen sieht, und Seufzer hört.

Dank dem Herrn, der seiner Erde  
Bey der Schöpfung anbefahl,  
Daß sie grün und fruchtbar werde;  
Sie bringt Kräuter ohne Zahl.

Dank dem Herrn für tausend Kräuter,  
Wenn nur Eins die Kraft erhielt,  
Daß mein banges Herz nicht weiter  
Angst für meine Mutter fühlt.

Fleh zum Herrn um neues Leben,  
Meine Seele ruf ihn an,

Thn, der ohne Mittel geben,  
Wunder thun und retten kann.

---

## S e i d e.

### Der Seidenwurm.

Die Seide kommt von der Seidenraupe. Diese kriecht im Frühlinge aus einem Eie, welches die Größe eines Hirsekornes hat, heraus, und sucht sogleich die Blätter des Maulbeerbaumes, besonders des weißen, als Nahrung auf, und verzehrt in einem Tage zwey Mahl so viel, als sie selbst schwer ist. Sie legt viermahl die Haut ab, und frisst nach jeder Häutung gieriger als zuvor. Sechs bis sieben Tage darauf, nachdem sie das vierte Mahl gehäutet hat, hört sie auf zu fressen, wird unruhig, und sucht einen Platz, um sich einzuspinnen. Zu dem Gespinnste sammelt sich in zwey besonderen Kanälen längs dem Rücken ein harziger Stoff, der an der Luft schnell erhärtet. Sie klebet nun kleine Tröpfchen dieser Materie, welche durch zwey Oeffnungen unter dem Maule hervortritt, an einen Körper, und zieht die nachquillende Feuchtigkeit zu zwey feinen Fäden, welche sie zugleich mit den Vorderfüßen zu einem Faden zusammendrehet.

Am ersten Tage spinnt sie nur das äußere unordentliche Gewebe, welches zur Floret-Seide dient. Den zweyten Tag spinnt sie den feinen, zusammenhängenden Faden, der etliche hundert Ellen lang wird, und endlich macht sie eine länglich runde, filzartige Hülle, Dattel genannt, worin ihr Körper ruht.

Wenn man diese Gespinnste oder Kokon liegen läßt, so kommen nach 14 Tagen oder 3 Wochen Schmetterlinge



mit kurzen, schmutzig weißen Flügeln, die mit gelben und braunen Strichen gezeichnet sind, hervor, welche nur einige Tage leben. Das Weibchen legt binnen zwey Tagen etliche hundert Eyer, aus welchen wieder im folgenden Frühlinge Raupen auskriechen.

Durch das Durchbeißen der Schmetterlinge wird aber der Zusammenhang der Fäden zerrissen. Man tödtet daher die Puppen der Kokon, welche man zum Eyerlegen nicht nöthig hat, durch die Hitze in einem Backofen, oder durch den Wasserdampf, indem man sie in einem Korbe über einen Kessel mit siedenden Wasser bringt, so erhält sich der Faden ganz, und wird oft mehrere hundert Ellen lang von dem Kokon abgesponnen und zur ferneren Verarbeitung bereitet.

### Zucht der Seidenwürmer.

In A s i e n leben die Seidenraupen eben so im Freyen wie unsere gemeinen Raupen. Sie bleiben auf den Maulbeerbäumen, bis sie sich eingesponnen haben, wo man dann die Kokon abnimmt und benutzt. Jedoch ist diese wilde Seide von geringerer Güte. In allen warmen Ländern hat man dieses nützliche Insekt in Schutz genommen, und zu ihrer Vermehrung viele Maulbeerbäume gepflanzt. Man hat den Seidenbau selbst in Gegenden angelegt, wo das Klima den Raupen nicht gestattet, im Freyen zu seyn. Man hat Maulbeerbäume in hinlänglicher Menge dort gepflanzt, und man sucht die zarten Blätter gegen den Frühlingfrost zu schützen. Man läßt die Eyer in geheizten Zimmern in einer Wärme von 30 Graden nach Reaumur Thermometer ausbrüten, und nährt die Raupen auf Brettern so lange in denselben, bis die äußere Sonne ihnen Wärme genug verschafft. Man stellt ihnen selbst in die Zimmer, in welchen sie gezogen werden, Birkenreis, Rohrstängel, alte Weinreben u. dgl. damit sie ihr Gespinnst bequem anbringen können, und

wartet sie mit so vieler Sorgfalt, als es der Nutzen verdient, den sie verschaffen.

Auf diese Art werden die Seidenraupen in den Bezirken der Gränz-Regimenter an der türkischen Gränze gezogen. Aber ihre Pflege erfordert viele Mühe. Sie sind sehr zärtliche Geschöpfe, können weder Gestank noch großes Geräusch, keine Nässe und Feuchtigkeit, ja nicht einmahl einen starken Athem der sie wartenden Personen vertragen. Man muß ihnen täglich zweymahl frische Maulbeerblätter geben, und die alten wegnehmen, und ihren Aufenthalt überhaupt sehr reinlich halten.

#### Vermehrung der Seidenwürmer und Gewinn.

Von einem Loth Eiern, welche die Raupen gelegt haben, kann man 50 bis 60 Pfund Kokons erhalten. 40 Loth enthalten 800000 Eyer. Von diesen gehen bey dem Ausbrüten gewöhnlich 100000 Eyer zu Grunde, und es kriechen nur 700000 Raupen aus, von denen bis nach der letzten Häutung wieder 400000 Raupen absterben, so daß sich kaum 300000 einspinnen, von denen das vollendete Kokon 90 Gran wiegt, so daß alle 300000 Kokons 8 bis 10 Zentner Gewicht haben. 200 bis 300 Kokons gehen gewöhnlich auf ein Pfund. Jede Raupe wird während der Häutung 12000 Mal schwerer als sie bey dem Auskriechen aus dem Eye war.

#### Das Abhaspeln der Seide

von den Kokon erfordert wieder viele Vorsicht. Die Fäden hängen durch einen klebrigen Saft zusammen, welcher das Abwinden sehr erschwert. Um dieses zu vermeiden, werden die Puppen entweder noch vor der Tödtung durch die Ofenhitze oder dem Wasserdampfe, wo die Gummiartige Substanz noch nicht erhärtet ist, und die Fäden leicht von einander sich lösen, abgehaspelt, oder man wirft

die Kokons erst in einen Kessel mit heißem Wasser, wodurch sich die Fäden leichter von einander ablösen. Mit einem Besen von feinen Reifern rührt man in dem Kessel oft herum; dadurch sondert sich das äußere Gespinnst, die Strazza = Flockseide, das Werrig (Werk) oder die Floret = Seide von dem eigentlichen Kokon ab, und hängt sich an den Besen. Diese Floret = Seide wird dann, weil sie keinen eigentlichen Faden ausmacht, wie Wolle gekämmt (kardätscht) und auf dem Spinnrocken wie Flachs gesponnen. Die durchbohrten Kokons, aus denen man die Schmetterlinge zur Fortzucht hat auskriechen lassen, werden ebenfalls zur Floret = Seide genommen.

So bald das äußere Gespinnst sich von dem Kokon im Kessel gelöst hat, sucht man das Ende von dem Faden, welches sich gewöhnlich an den Besen hängt. Weil ein einziger Faden außerordentlich fein ist, so nimmt man die Fäden von zehn, zwölf, auch wohl fünfzehn Kokons zusammen, und haspelt sie mittelst eines eigens dazu eingerichteten Haspels von den Kokons ab.

### Bereitung der Seide.

Darauf wird die gehaspelte Seide auf einem gewöhnlichen Spulrade der Weber gespult, und hernach auf einer sehr künstlich zusammen gesetzten Maschine, die Zwirnmühle genannt, gezwirnet. Auf dieser Mühle werden die Fäden entweder zur Kettenseide, (Orgasin), oder zur Einschlagsseide (Dram) gezwirnet. Die beste Seide kommt zu Orgasin, die schlechteste zu Dram.

Die Seide wird zu den meisten Zeugen gefocht oder gefärbt; jedoch werden auch viele von roher, ungefärbter Seide verfertiget. Aus der Farbe wird die Seide zum Weber gebracht, der so ziemlich auf eine ähnliche Art damit verfährt, wie der Weber der Lein- und Wollenzeuge. Der Posamentirer webt auf Bandstühlen Bänder, der Strumpf-

wirker auf Strumpffstüblen Strümpfe, und der Seidenweber allerley Zeuge.

Den gewebten Zeugen gibt man durch künstliche Zurichtung (Appretur) einen gewissen Glanz. Es gibt eine sehr große Menge von Zeugen, die aus Seide verfertigt werden. Die bekanntesten sind der Taffent, Atlas, Sammet u. dgl. Manche Seidenzeuge enthalten vielfarbige Blumen, andere sind mit Gold und Silber gewirkt. Dem menschlichen Erfindungsgeiste und Gewerbsfleisse hat sich durch die Verarbeitung der Seide zu Zeugen, Bändern, Borten, Schnüren, Strickarbeiten u. s. w. ein weites Feld geöffnet, und man muß billig darüber erstaunen, wenn man bemerkt, wie hoch die Kunst der Menschen auch hierin schon gestiegen ist.

#### Der Gebrauch der Seide ist uralt.

Die Alten glaubten, eine Art Spinne oder Schnecke ziehe die Seide aus ihrem Leibe, und wickelse sie um die kleinen Zweige der Bäume. Sie nannten dieses Insekt Ser, von Seres, dem Nahmen eines scythischen Wolfes, bey dem es gefunden wurde. Daher heißt die Seide auf Lateinisch Sericum. Auf der Insel Kos wurde die Kunst erfunden, die Seide zu verarbeiten; die Erfinderin war ein Mädchen, mit Nahmen Pamphilia, ihr Vater hieß Platus. Die Seide soll 323 Jahre vor Christi Geburt aus Persien nach Griechenland, und 274 Jahre nach Christi Geburt aus Indien nach Rom gebracht worden seyn. Zu Rom war lange Zeit die Seide so theuer als Gold, man wog sie auch gewöhnlich mit Gold auf; und jetzt wird in diesem lieblichen Klima sehr viel Seide gewonnen, und noch mehr verarbeitet. Der Kaiser Aurelianus versagte seiner Gemahlinn ein seidenes Kleid, welches sie inständigst von ihm begehrte, weil es zu theuer war.

### Die Seidenwürmer kommen nach Europa.

Im Jahre 553 nach Christi Geburt brachten zwei Mönche die Eyer von Seidenwürmern aus Indien nach Konstantinopel. Man brütete sie auf Dünger aus, nährte sie mit den Blättern des Maulbeerbaumes, und sie vermehrten sich so sehr, daß man bald Seide zum Verarbeiten von ihnen gewann.

König Roger in Sicilien brachte im Jahre 1130 auf seiner Rückkehr von dem Kreuzzuge zu dem heiligen Grabe Seidenarbeiter aus Athen und Korinth mit, die er dort Kriegsgefangen gemacht hatte, und von diesen lernten die Sicilianer die Kunst, die Seide zu verarbeiten. Aus Sicilien kam sie nach Spanien und Italien; einige Zeit vor dem Könige Franz dem Ersten wurde sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs eingeführt. Im Jahre 1286 sah man die ersten seidene Kleider in England, und erst 1620 lernte man dort deren verfertigen.

So wurde die Seide in Europa bekannt, aber noch war sie viel zu selten und viel zu theuer, um häufig gebraucht zu werden. Heinrich der Zweyte, König von Frankreich, war der erste Monarch in Europa, der seidene Strümpfe trug. Sir Thomas Grasham machte dem Könige Eduard dem Sechsten in England ein Geschenk mit einem Paar seidener Strümpfe, und diese waren die ersten, die in England getragen wurden. Im ganzen Lande sprach man von diesem Geschenke, als von einer großen Seltenheit.

In Deutschland gab es schon unter den sächsischen Kaisern Seidenwebereyen, welche in den Händen der Frauenzimmer waren. Wenn man bedenkt, daß jetzt alle Stände bis auf die gemeinste Volks-Klasse ein oder anderes Kleidungsstück von Seide tragen, so muß man erstaunen, wie viele

Millionen Seidenraupen thätig seyn müssen, um den Stoff dazu zu liefern. Wie viel Raupen werden nur erfordert, um so viel Seide zu spinnen, welche jährlich vernähet wird?

---

### Seiden = Kultur im österreichischen Kaiserstaate.

Unter allen Theilen der österreichischen Monarchie wurde zuerst im lombardisch = venetianischen Königreiche die Seiden = Kultur, und zwar im venetianischen Gebiete im Jahre 1309, im mailändischen in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eingeführt, und immer mehr verbreitet. Im Jahre 1817 hat man in den acht venetianischen Provinzen 292289 Pfund reine Seide und in der Lombardie noch mehr gewonnen. Das kleine Weltliner = Thal liefert allein jährlich an 3000 Pfund.

Auch Süd = Tirol hat schon im vierzehnten Jahrhunderte Seide gebauet, und die Gegend von *Novaredo*, *Trient* und *Boggen* gewinnt jährlich 320000 Pfund roher Seide, von welcher die Hälfte ins Ausland verhandelt wird. Auch im Görzer = Gebiete wird der Seidenbau betrieben, und er scheint von den Venetianern dahin und nach Dalmatien schon in früheren Zeiten gekommen zu seyn.

Im Banate hat im Jahre 1755 der Graf *Merz* Maulbeerbäume gepflanzt und die Seidenwürmer eingeführt. Die höchstselige Kaiserinn *Maria Theresia* gab dem Seidenbaue im Jahre 1765 eine größere Ausdehnung, und er gedieh unter der Regierung Kaiser *Josephs II.* so hoch, daß im Jahre 1785 über 130 Zentner Seide gewonnen wurden. Jetzt liefern die banatischen Gränzbezirke jährlich bey 100 Zentner.

Auch in Siebenbürgen, in der Bukowina, in Böhmen

und im Lande unter der Enns hat man Versuche mit der Seiden-Kultur gemacht. Schon unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia wurde zu St. Weit bey Wien eine Pflanzung der Maulbeerbäume angelegt, und Seidenwürmer wurden gepflegt. Mehrere andere haben sich mit der Seiden-Kultur in der Nähe von Wien abgegeben, unter denen der Hofrath Hyacinth Froideo in der Rossau, der Freyherr von Leykam (1814) in St. Weit, der Kasse = Kontist der k. k. Bergwerks = Produkten = Verschleiß = Direktion Joseph Prey zu Baumgarten, der Graf Geniceo zu Teutendorf und Herr Ritter von Heintl (1817) rühmlich erwähnt werden müssen.

Im Allgemeinen ist der Seidenbau in dem östereichischen Kaiserstaate sehr erheblich, und der Ertrag so groß, daß er den Verbrauch im Staate decken könnte. Zwar wird auch noch Seide aus dem Auslande eingeführt, dafür geht aber viel Seide aus dem lombardisch = venetianischen Königreiche und aus Tirol in fremde Länder.

Durch wohlthätige Anordnungen des höchstseligen Kaisers Joseph des Zweyten sind viele Seiden = Manufakturen entstanden, welche sich von Jahr zu Jahr vermehrt haben, so daß jetzt Ueberfluß an Seiden = Waaren im Lande erzeugt wird. Der Stoff dazu wird größten Theils aus Italien und Süd = Tirol eingeführt.

### F r e m d e S e i d e .

Die türkische Seide kommt vorzüglich aus Aleppo, Tripolis, aus den Inseln Kandia, Kypern u. s. w.; die persische wird durch Karavananen nach Smyrna gebracht, und von da weiter verführt. Persien allein soll jährlich 30000 Ballen Seide liefern.

Rechnet man den Ballen nur zu 100 Pfund, so beträgt die Ausfuhr 3,000000 Pfund Seide, wie viel Rauwen werden dazu erfordert? China ist so reich an Seide,

daß eine einzige seiner Provinzen *Tscheking* nicht allein das ganze Reich, sondern auch einen großen Theil von Europa damit versorgen könnte. Die Seide ist der vorzüglichste Handelsartikel der Chineser, und beschäftigt dort die meisten Menschen.

Auch Japan könnte uns eine ungeheure Menge Seide liefern, aber sie gestatten keinem Europäer den Zutritt in ihr Land.

---

### Versuch mit den Spinnen, um Seide von ihnen zu gewinnen.

Im Jahre 1709 versuchte ein gewisser Präsident *Bon* in *Montpellier*, Seide aus den Fäden der Spinnen zu gewinnen, doch nicht aus den Fäden, aus welchen sie ihr Gewebe machen, sondern aus denen, in welche sie ihre Eyer wickeln, und die weit stärker sind. Es gelang ihm, eine graue Seide zu erhalten, die sich leicht spinnen ließ, und deren Fäden feiner und stärker waren, als die gewöhnliche Seide.

*Bon* ließ Strümpfe aus dieser Seide verfertigen, welche kaum 5 Loth wogen, da die von gewöhnlicher Seide 14 bis 18 Loth schwer sind. Sie waren eben so stark und eben so schön als die gewöhnlichen, aber grau wie Mäuse. Er schickte sie nach Paris an die Akademie der Wissenschaften, welche dem berühmten *Reaumur* auftrug, diese Erfindung zu prüfen. Dieß geschah, *Reaumur* fand, daß alle Fliegen in ganz Frankreich nicht hinreichen würden, so viel Spinnen in Frankreich zu ernähren, als nöthig wären, um die Manufakturen mit Seide zu versorgen.

Und überdieß, wie sollte man es anfangen, um täglich so viele Fliegen zu fangen? — Die Spinnen fressen zwar



auch Raupen, Schmetterlinge, Tausendfüße und dergleichen, aber wo sollte man diese wieder hernehmen? Und wenn man auch hinlänglich Nahrung für sie hätte, wo soll man so viele Spinnen beherbergen? Thut man sie zusammen in ein Behältniß, so leben sie Anfangs ganz einträchtig, arbeiten an einem Gespinnte; aber sie werden bald uneinig, die großen fressen die kleinen, und von einigen Hunderten bleibt am Ende nur Eine übrig. Will man jede einzeln losgiren? Wie viel Zeit würde erforderlich seyn, einer jeden täglich ihr Futter zu geben?

### Vergleichung der Seide mit den Fäden der Spinnen.

Der Faden von den Spinnen ist auch zu schwach, wie Reaumur behauptete. Ein Faden eines Spinnengewebes kann nur 2 Gran tragen, ohne zu zerreißen; vom Spinnen-Kokon worein die Eyer gewickelt sind, genommen, trägt er 36 Gran; hingegen der Faden eines Seidenwurms hält ein Gewicht von zwey und einem halben Quentchen; folglich ist er viermahl stärker: auch fast viermahl dicker ist er. Wenn man also 4 oder 5 Fäden der Spinne zu einem machte, so würde er um nichts dicker seyn, als der Faden eines Seidenwurms, allein nie den Glanz haben, weil die vereinigten Fäden Zwischenräume lassen würden, die einen Widerschein gäben.

Reaumur stellte hiernach eine Berechnung auf. Der feinste Seidenfaden, dessen man sich zum Nähen bedient, besteht aus 200 Fäden, wie sie vom Kokon gehaspelt werden, und müßte von einer Spinne aus 35,000 Fäden bestehen, wenn er eben so stark seyn soll, diese ungeheure Anzahl von Fäden so zu vereinigen, daß sie nicht leere Zwischenräume ließen, und daher würden die Zeuge von Spinnenseide immer sehr viel dicker, aber weniger stark seyn, als die von der gewöhnlichen Seide.

### Wie viel Spinnen liefern ein Pfund Seide?

Zwölf Spinnen geben nicht mehr Seide als eine Seidenraupe; ja man kann 20 Spinnen annehmen, da sich viele Männchen darunter befinden, welche keine Kokon liefern. Also würden 35,296 Spinnen dazu gehören, um ein Pfund Seide hervorzubringen, und das müßten noch die dicksten Spinnen im ganzen Lande seyn; denn von der gewöhnlichen Gattung würde man 663,552 bedürfen, bloß zu einem Pfunde. Diese Millionen und Billionen Spinnen müßten jede einzelne eine so geräumige Wohnung haben, daß sie bequem ihr Gespinnst machen könnte. Durch die Pflege der Spinnen würde auch die von denselben gewonnene Seide theurer seyn, als die gewöhnliche.

Durch alle diese gründlichen Untersuchungen wurde es zwar klar, daß man von Spinnen nicht mit Nutzen Seide gewinnen kann, so lange noch die Seidenraupen für uns arbeiten. Aber Bous's Erfindung hat uns an den Spinnen, denen wir kaum in den schmutzigsten Winkeln ein Plätzchen gönnen, eine neue Eigenschaft kennen gelehrt, woraus wir die Weisheit Gottes bewundern können, welche auch das verworfenste Thier so erschaffen hat, daß es uns einigen Nutzen gewähren kann. So tödtet die Spinne lästige Insekten, spinnt Seide, und ist ein verlässlicher Wetterprophet \*).

---

## Eine Geistergeschichte.

Ein französisches Infanterie-Regiment kam in Loth-

---

\*) Hierüber lese man in meinen Belehrenden Unterhaltungen aus der Naturlehre, Technologie u. s. w. Wien bey Anton Doll. Zweyte Auflage 1825.

ringen in ein Dorf ins Quartier. Der Ortsherr eilte, die Offiziere unterzubringen, und da im Dorfe selbst wenige anständige Wohnungen für dieselben waren, so behielt er einige von ihnen im Schlosse. Aber seit einiger Zeit war es in demselben unheim, und besonders in einem Zimmer wollte man schon öfters ein Gespenst bemerkt haben, das dort sein Unwesen trieb. Der Ortsherr sprach mit den Offizieren von dieser Sache, und einer derselben willigte so gleich ein, eben das Zimmer zu bewohnen, in welchem es spuckte, und ließ sein Gepäck dorthin bringen.

### Das Gespenst erscheint.

Nachdem man ein fröhliches Abendmahl eingenommen, und viel über das Gespenst, welches das Haus beunruhigte, geschertzt und gelacht hatte, ging der Offizier in das angewiesene Zimmer, begab sich zu Bette, nachdem er beyde Pistolen, die gleich bey seiner Ankunft hierher gebracht worden waren, neben sich auf den Tisch gelegt hatte, und löschte das Licht aus.

Kaum war er ganz sorglos eingeschlafen, so machte das Gespenst einen Lärm an der Thür, öffnete sie, trat mit gemessenen Schritten vor das Bett und riß die Bettvorhänge auf.

Der Offizier, der bey dem ersten Geräusche schon erwacht war, greift nach der Pistole, und drückt sie auf das Gespenst ab; doch eine kalte Kugel fliegt auf ihn zurück. Er schießt die zweyte Pistole los, und die Kugel kehrt wieder zurück.

Nun ergreift den Offizier Grausen und Entsetzen; das Gespenst fällt auf ihn hin, packt ihn mit starker Hand, wirft ihn in der Mitte des Zimmers auf einen Stuhl, seßt ihn ein, und rastert ihn halb. Hierauf verschwindet das Gespenst, und der Offizier konnte sich die ganze Nacht von dem Schrecken nicht erhohlen, und machte kein Auge mehr zu.

Ein anderer Offizier will das Gespenst beschwören.

Am andern Morgen erzählte er seinen Kameraden diese Begebenheit, und zeigte ihnen den halbgehornten Bart zum Beweise, daß er nicht etwa bey einer erhitzten Phantastie Dinge gesehen habe, die gar nicht da wären. Ein anderer Offizier, der vermuthete, daß hier eine Täuschung vorgehe, schwur die Sache aufzuklären, und entschloß sich, die folgende Nacht in diesem Zimmer zuzubringen.

Um allen Betrug zu vermeiden, lud er, da er schon im Bette lag, seine zwey Pistolen, legte dieselben auf die Brust, und hing einen großen Säbel ans Bett. Nur ein Bedienter des Hauses hatte ihn ins Zimmer begleitet, und trat auf seinen Befehl ab, als er sich ins Bett gelegt hatte.

Um Mitternacht erschien das Gespenst. Der Offizier will nach dem Säbel greifen — er ist weg, er nimmt in jede Hand eine Pistole, springt aus dem Bette, drückt die eine ab — die Kugel sauset vor den Ohren des Gespenstes vorbei; dieses wirft sich zitternd dem Offiziere zu Füßen, bittet sein Leben zu schonen, und nicht mehr zu schießen.

### A u f l ö s u n g.

Wer war nun dieses furchtbare Gespenst? Ein Barbier, der eine große Erbschaft gemacht, und das Schloß gern um einen geringeren Preis gekauft hätte. Mit Hülfe eines Bedienten schlich er sich alle Abende ins Schloß, und spuckte darin. Aus den Pistolen des ersten Offiziers hatte der Bediente im Einverständnisse mit dem Barbier schon bey Zeiten die Kugeln ausgezogen, welche das Gespenst auf ihm zurück warf. Eben so hatte der Bediente den Säbel des andern Offiziers, wie er aus dem Zimmer trat, mitgenommen, den Pistolen konnte er aber nichts anhaben, weil sie der Offizier auf der Brust liegen hatte.

Der Barbier und Bediente wurden zur verdienten Strafe gezogen.

So zeigt auch diese Spuckgeschichte, daß immer Betrug oder Täuschung im Spiele sey, wenn abergläubige Leute auch fest behaupten, daß sie mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört haben. Der vorurtheilsfreye Mensch kommt, wenn er die Spuckgeschichte herzlich untersucht, gewöhnlich dem Betrage oder der Täuschung auf die Spur, und entlarvt das Gespenst.

---

## Die Stadt Steyer.

### Lage und Größe.

Steyer in Oesterreich ob der Enns, im Traun-Viertel, liegt frey in einer heiteren Ebene ausgebreitet. Keine finsternen Mauern, kein alterndes Kastell, sondern hohe Kirchtürme, neue Gebäude, schöne Gärten und Lusthäuser verkündigen die Stadt, von arbeitsamen, emsigen Menschen bewohnt.

Man kann den Umfang der Stadt Steyer auf anderthalb Stunden annehmen, welche in 800 Häusern bebläufig 10000 Einwohner hat. Die Stadt hat zwey Vorstädte, Ennsdorf und Steyerdorf, die ihre Nahmen von den zwey Flüssen Enns und Steyer haben, welche hart an der Stadt vorüberfließen, und sich unter derselben vereinigen.

Beynahe in der Mitte der Stadt erhebt sich auf einem Hügel die Burg der Herrschaft Steyer, ein großes ansehnliches Gebäude. Vom Steyerdorfe her zeigt sich auf einer ähnlichen Erhöhung die Kirche und das weitläuf-

tige Gebäude des ehemahligen Jesuiten-Kollegiums. Die Stadt ist niedrig, hat mehrere schöne Gebäude, und wird schon dadurch merkwürdig, daß sie der Geburtsort eines unserer witzigsten Köpfe, des Dichters Blumauer gewesen ist.

### Ältere Geschichte der Stadt.

Das Schloß Steyer wurde zu Ende des zehnten Jahrhunderts von Ottokar, dem ersten Markgrafen, welchen Kaiser Otto der Große nach Vertreibung der Hunnen in Trungau eingeseßt hatte, gegen die Einfälle eben dieses Volks erbaut. Nach der Hand sammelten sich am Schloßberge einige Häuser, jenseits der Enns waren Zischhütten, und an dem Steyer-Flusse wurden Mühlen, Eisenhämmer u. s. w. angelegt, und so hat sich nach und nach eine Stadt gebildet.

Im sechszehnten Jahrhunderte war diese Stadt an Geld und Kredit so reich, daß sie alle Städte Oesterreichs ob und unter der Enns, Wien allein ausgenommen, übertraf, und einen ausgebreiteten Handel nach Ungarn, Deutschland und Venedig trieb. Hier ist der Sitz des Kreisamtes und der Mittelpunkt des wichtigen Handels mit Eisen- und Stahlwaaren, welche in den zahlreichen Hammerwerken von Steyer bis Weyer und Windisch-Garsten verfertigt werden; auch ist hier eine Hauptschule, eine Mädchenschule und vier Trivialschulen, auch ein Institut, in welchem jungen Leuten einige zur Handlung nöthige Kenntnisse beygebracht werden, und ein k. k. Lehrling-Institut für Leute, welche die Büchsenmacherey erlernen wollen.

### I n d u s t r i e.

Diese Stadt ist hauptsächlich wegen ihrer Fabriken merkwürdig. Außer vielen einzelnen Webern sind hier zwey große Wollenzug-Manufakturen. Diese geben sehr vielen

Menschen rund herum auf dem Lande Arbeit, welche für die Fabrik spinnen und weben. Die von diesen verfertigte Arbeit wird dann in der Stadt gefärbt, und zum Verkaufe bereitet. In dem vormahligen Dominikaner-Kloster besteht eine Manchester-Fabrik. Diese Fabrik läßt auch eine Menge Strümpfe, Schlafmützen, Leibchen und andere gestrickte weiße Waaren verfertigen, und treibt damit ausgebreiteten Handel. Die Fabrik kauft die Baumwolle, gibt sie den Strickern vor, erhält von diesen die daraus verfertigte Strickwaare, weiß dieselbe schön zu bleichen und zuzubereiten, liefert um einen mäßigen Preis schöne und brauchbare Waare, und bewirkt mit der Wollenzeug-Fabrik noch das Gute, daß sie die Leute in den Umgebungen der Stadt im Winter, wenn der Feldbau ruht, mit Arbeit versieht, und ihren Lebensunterhalt erleichtert.

### H a m m e r w e r k e.

Zahlreicher und wichtiger als die genannten Manufakturen sind die Gewerbe der Feuerarbeiter in Steyer. Es gibt eine Menge Klingen-Scheermesser-Ahl- und Feilschmieden-Hammermeister, Fischangelmacher, Nadler, Schleifer, Polierer u. s. w. Die Menge der Arbeiten, welche sie liefern, kann man daraus abnehmen, daß ein einziger Hammerschmied wöchentlich 12 Muth Kohlen auf seiner Feueresse, und alle mit einander mehr als 4000 Muth jährlich verbrauchen. Das Holz zu diesen Kohlen wird auf der Steyer drey Tage weit her geschwemmt, und in 14 gemeinschaftlichen Kohlgruben verkohlet.

Die Feuerarbeiter geben ihre Arbeiten an die Kaufleute, welche sie weit und breit verschicken. Ein großer Theil derselben wird auf der Enns in die Donau, und auf dieser in das schwarze Meer und nach Rußland verführt.

## Gewehr-Fabriken.

Eine der vorzüglichsten Industrie-Anstalten der Stadt Steyer sind die *Nohrhämmer*, die sich in der Gegend befinden, welche unterm Himmel genannt wird, und wo Röhre für Feuergewehre verfertigt werden. Es sind deren vier. Die Gebäude gehören dem kaiserlichen Hofe, die Arbeit aber wird von den Hammermeistern geliefert, welchen vom Hofe Eisen und Kohlen vorgelegt, und die Arbeit für die tauglich befundenen Röhre bezahlt wird.

Unter den vielen Wasserwerken, welche man hier sieht, fallen vorzüglich

## die Bohrmühlen

auf, wo die rund gehämmerten Eisenstangen zu Röhren gehohlet werden. Wasserräder drehen eiserne verstärkte Bohrer; die Läufe sind auf hölzernen mit Eisen beschlagenen Bohrbänken befestiget, und werden wieder durch Wasserräder so lange den Bohrern entgegen getrieben, bis sie gänzlich durchbohrt sind. Nachdem diese Läufe noch durch mehrere Hände gegangen sind, werden sie zur Probe fertig, und zu dem Ende in das Probierhaus gebracht.

Dieses hat eine große Hütte, die vorwärts ganz offen ist; hier werden die Läufe mit mehrfacher scharfer Ladung auf einem Balken in die darin befindlichen Vertiefungen gelegt, und über die Zündlöcher mit einer Linie Pulver bestreuet. Der Hütte gegen über ist wie bey Schießstätten eine Mauer, welche dick mit Sand beschüttet ist, und Kugelfang genannt wird.

So bald alles bereitet ist, verläßt man die Hütte, und die Seitenthüren werden versperret. Durch eine kleine Oeffnung an der Wand läuft eine Rinne, welche mit Pulver gefüllt ist, und an die Pulverlinie über die Zündlöcher reicht. Das Pulver in den Röhren wird angezündet, und die Sce-



ne, welche darauf erfolgt, der Knall so vieler zugleich losgehenden Gewehre, das Geschmetter der zersprungenen Röhren, das Herumfliegen und Anschlagen ganzer Läufe oder Stücke davon, das Emporstäuben des so vielfach zerschossenen Sandes am Kugelfange, kann sich nur derjenige vorstellen, der dieses Schauspiel gesehen hat.

Zum Ganzen der Gewehr-Fabrik gehören noch verschiedene Werkstätte, die sich theils hier, theils in der Stadt befinden. Unterm Himmel ist auch die Werkstätte, wo die Flintenschlöffer gemacht werden.

Die Bajonettenmacher sind bürgerliche Meister in der Stadt; sie arbeiten für den Hof; die Lillen der Bajonette werden in den Bohrmühlen bey den Rohrhämmern gebohrt.

---

## Lohn der Treue und des Verraths.

### Der Hauptmann Mak = Donel.

Unter dem österreichischen Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen wurde am 1. Juny 1702 die Stadt Kremona in Italien, welche die Franzosen besetzt hielten, nächstlicher Weile überfallen. Der französische Feldherr, Marschall Bille roi selbst wurde von dem österreichischen Hauptmanne Mak = Donel bey dieser Unternehmung gefangen genommen.

„Ich bin der Marschall Bille roi,“ flüsterte der Gefangene dem Hauptmanne zu, „ich gebe Ihnen 10000 Stück Dukaten, und verspreche Ihnen ein Regiment bey meiner Armee, wenn Sie mich los lassen, und zu den Meinigen führen.“

Diese großen Verheißungen konnten den braven Mak = Donel, ob er gleich arm war, nicht verleiten, untreu

an seinem Monarchen zu werden. Entkräftet gab er ihm zur Antwort:

„Schon lange diene ich meinem Herrn, dem Kaiser getreu, ich werde nicht erst heute anfangen, ein Verräther zu werden.“ Er führte den Marschall sogleich zu dem Feldzeugmeister, dem Grafen Starhemberg, der sein Verdienst zu achten und zu schätzen wußte.

Auch die Feinde erhoben die schöne That des Hauptmanns mit vielem Lobe; Villeroi selbst rühmte die Treue Maf-Donels gegen seinen Kaiser, und die ganze damalige Welt sprach von ihm als von einem braven und unbestechlichen Krieger.

Den größten Lohn aber hatte er an dem Lobe seines grauen Vaters, der mit Heiterkeit und Frohsinn ein sehr hohes Alter erlebte, und erst im Jahre 1771 in Kroatien starb. Oft, wenn man den Greis fragte, wie er sich bey einem so hohen Alter so frisch und munter erhalte, gab er zur Antwort: „Durch die Erinnerung an die edlen Thaten meines Sohnes vergnüge ich mich.“

### E i n G e g e n s t ü c k .

Friedrich II., König von Preußen war im Jahre 1760 mit seiner Armee nicht in der besten Lage. Die österreichischen Feldherren Daun, Lacy und Loudon, welche in einiger Entfernung von ihm standen, hatten einen sehr vortheilhaften Plan entworfen, ihn am 15. August mit Tagesanbruch an vier Orten, wo er sich am wenigsten versah, anzugreifen, ihn zu schlagen, und vielleicht mit diesem Treffen auf einmahl den Krieg, der schon ins fünfte Jahr dauerte, zu enden.

Allein noch am Abende vorher wurde dem Könige von Preußen der ganze Angriffsplan von einem Ueberläufer verrathen, der (kein Oesterreicher, ein Irlander von Geburt) ehemahls als Offizier in österreichischen Diensten

gestanden, allein schlechter Streiche wegen während dieses Feldzuges kassirt und in Arrest genommen war, aber doch Mittel gefunden hatte, aus dem Gefängnisse zu entweichen, und den geheimen Angriffsplan zu erfahren.

In der Hoffnung einer großen Belohnung schlich er sich durch die österreichischen Vorposten, und entdeckte dem Könige alles, was er von dem Vorhaben der österreichischen Feldherren wußte. Auf diese Art war es dem Könige leicht, die ganze Unternehmung der Oesterreicher zu vereiteln. Er machte auch dazu gleich seine Anstalten und der Angriff der drey Feldherren mißlang.

Aber wie hatte sich der elende Verräther getäuscht! Friedrich war zu sehr Menschenkenner, um demjenigen zu trauen, der die Sache seiner Fürstinn, der guten Kaiserinn Maria Theresia, der er vorher gedienet, verrathen konnte. Merkwürdig bleibt der Befehl des Königs, den er bald nach geendeter Schlacht gegeben hatte: „Man zahle dem Laugenichtse, weil er mir genützt hat, hundert Dukaten aus, aber man befehle ihm zugleich, binnen vier und zwanzig Stunden meine Armee, und binnen acht Tagen meine Staaten zu verlassen.“

### Kindliche Liebe und Aufopferung.

Ein Stations-Aufseher in dem Kirchdorfe *Stankow* im *Pereslawer-Kreise* in *Pohlen* war in seinem hohen Alter sehr schwächlich, und meistens auf dem Krankenlager. Seine Tochter *Praskowja* war seine einzige Stütze. Mit kindlicher Sorgfalt pflegte sie den kranken Vater; sie tröstete ihn in seinem Leiden, und suchte ihn auf alle Art zu erheitern und seine Schmerzen zu lindern.

Oft pflegte der Vater mit Thränen in dem Auge zu sagen, daß er ohne die zärtliche Sorgfalt seiner Tochter schon lange hätte sterben müssen.

Im November 1811, als der gute Alte schon durch einige Wochen schwach und kraftlos darnieder gelegen war, brach im Dorfe Feuer aus, welches sich schnell verbreitete, und auch das Haus des Stations-Aufsehers ergriff. Die Tochter war aber damahls Geschäfte halber außer dem Dorfe.

Auf den Feuerlärm eilte sie nach Hause; aber welcher Schrecken und welches Entsetzen ergriff sie, da sie das Haus in vollen Flammen sah, in welchem der Vater hüßlos auf dem Siechenbette lag! Nur für das Leben ihres innig geliebten Vaters besorgt, sah sie für sich keine Gefahr; sie stürzte sich durch die Flammen in das Zimmer, und trug den Greis auf den Armen heraus.

Sehr stark hatte sie sich den Kopf dabey verbrannt; aber sie achtete den Schmerz nicht, da sie ihren Vater gerettet sah. Das Haus brannte zur Asche, ihre und ihres Vaters Habe wurde vom Feuer verzehret; darüber jammerte sie nicht.

„Ich habe doch meinen Vater nicht verloren, sagte sie, „alles Uebrige will ich verschmerzen, denn ich habe noch gesunde Hände, die mich und meinen Vater ernähren können.“

Welche seltene Großmuth, welche kindliche Liebe in einem weiblichen Herzen!

---

### Der Affe und das Eichhorn.

Ein feister Affe sah in träger Ruh,  
Von einem Erker eines Eichhorns Sprünge  
Auf einer nahen Eiche zu.  
„Wie müßt' es dir,“ so hub er staunend an,  
„Bey dieser deiner Kunst gelingen,  
Zum höchsten Glück dich schnell empor zu schwingen,  
Wenn du nur wolltest. — Drum verlaß die kühne Bahn,

Und schöne deiner schlanken Glieder,  
Eh dich ein Unglück trifft; mein Bruder komm hernieder.  
Ich speise von des Herren Tische  
Tagtäglich Braten, Wildpret, Fische  
Und tausend andre schöne Gaben!  
Das sollst auch du, mein Lieber, haben.“

„Ey,“ sprach das Eichhorn, „sage mir  
Zuvor, womit verdienst du dir  
Dies seltns Glück? Mußt du des Herren Sachen  
Vor Dieben bey der Nacht bewachen?“

„Bewachen,“ sagte Pech, „nein, schönen Dank,  
Von Wachen wird man müd' und krank.“

„Vielleicht,“ fuhr jenes fort zu fragen,  
„Mußt du des Herrn Gepäcke tragen?“

„Gar tragen?“ sprach der Grinsler, — „Nein!  
Sein Lastthier mag ein Andern sehn!  
Ich hab es besser: Possen machen,  
Verlacht von Andern, selber lachen,  
Das ist die Kunst, die mich ernährt!  
Und ohne Mühe sich von selber lehrt.  
Freund, nichts soll deinem Glücke fehlen —  
So komm hinab! — Kannst du noch lange wählen?“

Das Eichhorn sprach: Ich wähle nicht,  
Mich jammert dein, du armer Wicht!

---

## Armenhaus und Privatverein zur Unterstützung der Hausarmen in Prag.

1.

### Gründung dieser Anstalt.

Der Nothdürftigen sich annehmen, und Armuth unterstützen war von jeher ein Lieblingsgeschäft der menschenfreundlichen Bewohner des österreichischen Kaiserstaates, und vor mehreren Jahren hat sich eine Anzahl edler Böhmen um die Armen durch Errichtung eines Versorgungshauses in Prag ein bleibendes Verdienst gemacht.

Der achtungswürdige und hochverdiente damalige Oberstburggraf in Prag, nachherige Finanz-Minister in Wien, Herr Graf Wallis faßte im Jahre 1808 die Idee, ein Haus zu errichten, wo arme Leute, die sich bloß vom Almosen erhielten, und oft durch ein lästiges Betteln an Straßen, in Kirchen und Häusern sich zu ernähren suchten, versorget werden könnten, und er wurde von den menschenfreundlich gesinnten Einwohnern der Hauptstadt Böhmens thätig unterstützt. Der Adel, die Landesstellen, der Magistrat, die Mitglieder der Universität, die Bürgerschaft, die Innungen und Zünfte der Handwerker und so alle Stände legten mit Vergnügen wohlthätige Gaben zu diesem menschenfreundlichen Unternehmen zusammen, und in kurzer Zeit hatte die Anstalt ein jährliches Einkommen von 12000 Gulden, von welchem viele Arme erhalten werden konnten.

### Wohlthätiges Zusammenwirken.

Die öffentliche Staatsverwaltung, immer bereit zu jedem wohlthätigen Werke das Ihrige beizutragen, räumte

dieser Anstalt ein Gebäude ein, und wies eine Summe Geldes an, um die Kosten zur inneren Einrichtung des Gebäudes zu bestreiten, und gab auch 20000 Gulden zur ersten Gründung eines Fonds. Mehrere Menschenfreunde überließen dem Armenhause Schuldenforderungen, die sie an verschiedene Personen hatten; selbst vom Lande her wurden Getreide, Erdäpfel und andere Viktualien, auch Brennholz zur Unterstützung der Armen geschickt. Der bürgerliche Instrumentenmacher, M i c h a e l W e i ß, ein allbekannter Menschenfreund, veranstaltete einen Ball, der einen reinen Gewinn von 2841 Gulden ertrug; der Großhändler P s t r o s t schenkte der Anstalt Geld und Leder; die Schuster verfertigten die Schuhe, die Schneider die Kleider umsonst; die Strumpffrieker lieferten unentgeltlich Strümpfe, die Hutmacher Hüte, verschiedene Gewerke Steinkohlen u. dgl.

Durch ein so thätiges Zusammenwirken ward es möglich, daß nicht nur bald über zweyhundert Nothdürftige verpflegt, sondern auch mit jedem Monathe mehrere aufgenommen werden konnten, und doch noch ein Ueberschuß zur Vermehrung des Fonds für die Anstalt blieb.

Die Anzahl der Armen, die jetzt dort unterhalten werden, beläuft sich schon auf mehrere Hunderte und im Jahre 1809 hatte die Anstalt schon ein Kapital von 34360 Gulden.

In diesem Armenhause hat nun der Menschenfreund Gelegenheit, seine Gaben für den wahrhaft Dürftigen niederzulegen; er wird nicht mehr auf den Straßen, in Kirchen und Häusern von Bettlern belästiget, die oft nur unter dem Scheine der Armuth allerley Kunstgriffe anwenden, das Mitleiden der Vorübergehenden zu erregen, und bewirken, daß man oft bey dem wahrhaft Hülfsebedürftigen zweifelt, ob er sich nicht verstelle.

### Wohlthätige Wirkung dieser Anstalt.

Die Armen werden aber auch in dieser wohlthätigen Anstalt so verpflegt, daß sie des Bettelns nicht mehr nöthig haben. Es werden einmahl nur alte, gebrechliche und solche Personen aufgenommen, die ganz unfähig sind, sich ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen. Bettler, welche noch arbeitsfähig sind, werden eingezogen, in ihre Heimath geschickt, oder zur Arbeit verhalten.

Die Armen im Hause erhalten Wohnung, Heizung, ein reinliches Bett, die nöthige Kleidung und Kost, welche aus einer kräftigen Fleischbrühe, einem Stücke Rindfleisch mit Gemüse, oder Mehlspeise besteht, und an besondern Feiertagen bekommen sie einen Braten, täglich aber ein Pfund gutes Bäckerbrot.

Zur Pflege der Schwachen und Krüppelhaften sind eigene Wärterinnen bestimmt, so wie auch für ärztliche Hülfe in Krankheiten, ja so gar für einen Bartscheerer gesorgt ist. Die Armen haben ihren eigenen Gottesdienst im Hause, und ein Priester steht den Kranken und Sterbenden mit geistlichem Troste bey. Uebrigens werden alle menschenfreundlich und liebevoll behandelt; alle erkennen die Wohlthat ihrer Versorgung; sie sind von der übrigen Welt nicht getrennt, sie können Bekannte und Verwandte besuchen; nur gewohnten Straßenbettlern wird der Ausgang versagt, damit sie nicht in ihre vorige Gewohnheit zurückfallen; und nur Einige von diesen, die vielleicht vorher ein bequemes Leben durch ihre zudringliche Straßebetteley führten, und wahren Hülfbedürftigen dadurch das Almosen entzogen, bedauern, daß sie jetzt ihrer Freyheit beraubt sind.



### Unterstützung der Hausarmen.

Durch diese wohlthätige Anstalt haben nun die Menschenfreunde Böhmens für jene Armen in ihrer Hauptstadt gesorgt, welche, weil es ihnen an Kräften und Mitteln fehlt, sich Unterhalt zu verschaffen, das Mitleid Aller erregen, und ihre Hülfe ansprechen.

Aber es gibt noch immer eine Zahl Hilfsbedürftiger, welche durch plötzliche Unglücksfälle, durch Krankheiten, durch Stockung ihres Erwerbes und durch die steigende Theuerung der Lebensbedürfnisse und durch andere unglückliche Zeitereignisse von einer Lage, wo sie sich ordentlich ihren Unterhalt erwarben, und keiner fremden Hülfe bedurften, in die größte Dürftigkeit versetzt werden. Diesen thut ihre traurige Lage doppelt wehe, weil sie eines besseren gewohnt und ohne Verschulden verarmet sind. Sie sind schüchtern, und schämen sich, fremde Hülfe, besonders bey Unbekannten, zu suchen. Man nennt sie Hausarme, verschämte Arme.

Aber auch für diese Klasse der Unglücklichen haben die edlen Böhmern in ihrer Hauptstadt gesorgt. Schon im December 1808 entstand zur Unterstützung der Hausarmen in Prag ein Privatverein, an welchem mehrere bekannte Menschenfreunde thätigen Antheil nahmen. Fürst Anton von Lobkowitz, Freyherr von Wernier, die Großhändler Zuntner, Ruskoni, Ranghieri und die bürgerlichen Hausbesitzer Pikard haben sich angebothen, die wahren Hausarmen in Gesellschaft der Seelsorger aufzusuchen. Sie machten Sammlungen, wo reiche Beyträge einflossen, (der verstorbene Fürst Erzbischof allein gab 3000 Gulden,) und kauften von den eingegangenen Gaben Lebensmittel, Brennholz, Bettzeug, und theilten

sie unter die Hausarmen aus. Eigene Wärmstuben wurden errichtet, wo Leute, welche kein geheiztes Zimmer haben, an Wintertagen arbeiten können. Diese wohlthätige Anstalt hat mit jedem Jahre zugenommen, und ungemein viel Segen verbreitet.

### Vorbereitete Wohlthat.

Schon im ersten Jahre wurden über tausend verarmte Familien theils mit Brennholz, theils mit Geld unterstützt; zwölf Handwerksleute, welche ohne ihr Verschulden in die größte Dürftigkeit gerathen waren, erhielten unverzinsliche Vorschüsse an Geld; einigen vorzüglich elenden Familien wurde die Rumsford = Suppe unentgeltlich vertheilt, welche auf Veranstaltung einer schon mehrere Jahre unter der Leitung des Grafen Klam = Martini's bestehenden wohlthätigen Privatgesellschaft bereitet, und den Armen theils unentgeltlich, theils um einen sehr geringen Preis gegeben wurde, der kaum die Bestandtheile, aus welchen sie gekocht wird, bezahlte. Tausend Gulden wurden der Stadthauptmannschaft von dem wohlthätigen Privatvereine übergeben, um sie zur Unterstützung vereschämter Hausarmen zu verwenden, und doch blieben von den gesammelten Beyträgen noch 1751 Gulden übrig, welche die Fortsetzung und Erweiterung dieser Anstalt für das künftige Jahr erleichterten.

Es wurde der Plan entworfen, Aufsichts- und Unterrichtsanstalten für Kinder zu errichten, einen Verlag von rohen und unverarbeiteten Materialien, und den dazu nöthigen Handwerkszeug anzuschaffen, und dadurch eine freiwillige Arbeitsanstalt zu gründen, wo jeder verarmte oder arbeitslose Handwerker Arbeit und Verdienst finden könnte.

Heil den Gründern dieser Wohlthätigkeits-Anstalt, welche die Thränen der Armuth getrocknet, und mit Bruderliebe die Dürftigsten unterstützt hat, und noch immer Segen

verbreitet. Der gute Gott lohne die Edlen, und das Gebeth der Armen wird für ihr Wohl zum Himmel steigen.

---

## Das Bächlein.

(Eine Parabel.)

Es war einmahl ein kleines, klares Bächlein, das rieselte fröhlich plätschernd durch seine blumigen Ufer, jedes Blümchen, daß sich von dem nachbarlichen Ufer zu ihm niederbog, begrüßte es mit klaren, erfrischenden Tropfen. Und die muntern Knaben liebten das Bächlein wie einen guten Bruder, und kamen oft zu ihm, plätscherten freundschaftlich herum, und glaubten in einem Himmel zu seyn, wenn sie bey ihm waren, und mit ihm spielen konnten.

Es war auch eine Freude, zu sehen, wie sie in den kleinen Wellen sich herum rummelten und schäkernnd sich besprigten, und sich dann untertauchten, und dann wieder mit triefenden Locken schelmisch hervorguckten, und gar nicht müde wurden des fröhlichen Spiels. Die Strahlen der Sonne schlichen durch das belaubte Gebüsch, welches das Bächlein beschattete, und spiegelten sich in den hellen Wellen. Zuweilen kamen in der heiteren Sommernacht auch die Strahlen des Mondes herab, fuhren durch das flatternde Laub bewegt, scherzend hin und her, und schaukelten sich auf den flimmernden Wellen des Bächleins.

Das lustige Kinderleben hatte so eine Zeitlang gedauert, als das Bächlein vernahm, daß weiter hinab ein Paar andere Bächlein zusammenslossen zu einem großen, großen Bache, und so vereinigt dann mit gewaltigem Krauschen und Brausen über Stein und Felsenstücke schäumten, und immer mehr der Bächlein in sich aufnahm.

men, und immer größer und größer würden. Da kam ihm die Lust an, auch so ein gewaltiger Bach zu werden, und es beeilte seinen Lauf, und floß hurtiger dahin, bis es den Ort erreichte, wo die anderen Bächlein in einander verrannen.

Eilig wärf es sich da hinein in den Fluß, und glaubte, nun ein großer Bach geworden zu seyn; aber bald ward es gewahr, daß seine lieben Wellen sich immer mehr vermischten mit den fremden, und es kannte sich bald selbst nicht mehr, und ward sehr traurig. Auch mochten ihm die hohen steinigen Ufer nicht gefallen, wenn es des blumigen Teppichs gedachte; der sonst an seinen Seiten sich hinzog; und es fühlte ein großes Mißbehagen, wenn die Mittagssonne so herabbrannte, und dicht belaubte Stauden mit Blüthen besäet, nicht mehr, wie vormahls, ihm Schatten und Kühlung zuweheten.

Da wäre es gern wieder umgekehrt, und hätte sich verborgen unter seinem traulichen Blätterdache, und zwischen seine blumigen Ufer; aber die andern Wellen rissen es feindselig mit sich fort, und es mußte ihnen folgen. Und es seufzte oft zurück nach den lieblichen Kindern, die sonst zu ihm kamen und mit ihnen spielten.

Zwar kamen auch einmahl Menschen zu ihm hin; da meinte das Bächlein, es wären große Kinder, die mit und in ihm sich erlustigen wollten, wie die kleinen vor dem. Aber sie waren nicht so schön und blickten nicht so freundlich als jene, sondern trugen ein Schiff auf ihren Rücken und ließen es nieder auf die Wellen, die es kaum zu tragen vermochten. Hartherzig schlugen sie mit den Rudern auf die seufzenden Wellen, daß es die Steine am Ufer hätte jammern mögen.

Langsam und traurig wie eine Thränenquelle floß das Bächlein unter der drückenden Last weiter. Als es aber die Schiffer über ihm vom Weltmeere reden hörte, in das sie

bald kommen würden, und von seiner Größe und unabsehbaren Weite, da schöpfte es neue Hoffnung, und ward stolz auf die künftige Größe. Und schon erweiterte sich das Beete, und die große unendliche Bläue lag vor ihm. Eiliger lief es dahin, und — siehe da! nach wenigen Augenblicken perrauschten seine süßen Wellen in dem bitteren salzigen Meereswasser, und von dem Bächlein war nichts mehr zu sehen.

### L e h r e.

Süß und erquickend sind die Freuden der Jugend in Gesellschaft unschuldiger Gespielen, im fröhlichen Genuße der lieblichen Natur. Beneide nicht die rauschenden Vergnügungen so vieler Anderen. Wünsche nicht Theil daran zu nehmen; sie reißen dich mit fort, und führen dich in das Meer der betäubenden Unterhaltungen, welche die Unschuld tödten.

Umsonst wünschest du die unschuldigen Freuden zurück. Sie sind für dich verloren. Der rauschende Strom hat dich in das ungestüme Meer getrieben, wo Thorheiten mit Thorheiten, Lüste mit Lüsten kämpfen. Schwer wirst du den Hafen finden, wo deine Unschuld vor den Stürmen der Leidenschaften sicher ist.

---

### Herr von Zwirn.

Nach einem Zweykampf trepanirte  
Ein Arzt das Haupt des Herrn von Zwirn  
Und untersuchte — das Gehirn.  
Er hatte keines, da er sich duellirte.

---

### Cement = Wasser in Ungarn.

Unter die größten Naturseltenheiten Ungarns gehört das Cement = Wasser, Eisen, welches in dasselbe ge-

legt wird, nimmt die Natur des Kupfers an. Es wird in den Bergwerken zu Herrengrund bey Neusohl, und in Schmölnitz in der Zipfer = Gespanschaft gewonnen. Dieses Wasser wird durch hölzerne Rinnen geleitet; in dieselben legt man kleine Stücke Eisen, und zwar in Herrengrund solche, die sonst unbrauchbar sind, in Schmölnitz aber wird neues Eisen dazu genommen. Die Eisentheile lösen sich auf, und Kupfertheile setzen sich dafür an.

Um einen Zentner reinen Cement = Kupfers in Schmölnitz zu gewinnen, werden zwey Zentner, 98 Pfunde Eisen erfordert. Das Eisen, welches zu Herrengrund ins Cement = Wasser gelegt wird, es sey neues oder altes unbrauchbares, bleibt ganz und zerfällt nicht. Daher legt man verschiedene von Eisen gemachte Figuren, als: Kreuze, Herzen, Hufeisen, Schlüssel, eiserne Löffel u. dgl. hinein, welche ganz bleiben, und als Kupfer herausgenommen werden.

Aus dem Cement = Kupfer macht man Tabaksdosen, Schalen und andere kleine Gefäße, die vergoldet und mit reichen Gold = und Silberstoffen nach Bergwerksart verziert sind. Gewöhnlich werden allerley Inschriften in dieselben eingegraben.

---

## Das Berggrün.

Das Kupfer = oder Berggrün wird in dem Kupferbergwerke zu Herrengrund gewonnen. Die Erde, von welcher das Kupfer geschieden ist, wird außer der Grube hügelartig aufgeschichtet. Diese angehäuften Erde nennt man eine Halde. Durch diese Halden wird Wasser geleitet, und löset bey dem Durchzuge die vitrioli =

schen Theilchen, welche noch mit der Erde vermischt sind, und jene Kupfertheilchen, welche an dem Gesteine sich noch befinden, auf, und führt sie mit sich fort. Das aus den Halden ausfließende Wasser faßt man alsdann in Rinnen, und leitet es in denselben in hölzerne Kästen, deren einer bey zwey Klafter im Durchmesser hat. In diesen Kästen schlägt das Wasser an scharf aufgestellte Breter, und läßt die grüne Farbe fallen. Das aus einem Kasten ausgeflossene Wasser wird in einen zweyten, und auf diese Art durch zwölf Kästen geführt, bis es wieder ganz weglaufen darf. Alle diese in den verschiedenen Kästen an die Breter angelegten Farben werden unter einander gemengt, getrocknet, und nach Wien an die Bergwerks-Produkten-Verschleiß-Direktion geliefert.

---

### Mütterliche Liebe und Edelsinn.

Drey Kinder spielten am 15. Junius 1812 zu Hamburg an der Alster auf einem Flosse. Amalie Elisabeth Mayer, ihre Mutter, stand in einiger Entfernung am Ufer. Der kleinste Bruder, ein Knabe von 7 Jahren, ging unbedachtsam auf den äußersten Flossbaum, gleitete ab, und fiel ins Wasser. Da eilten die andern zwey Brüder, von denen der größte eils Jahre alt war, schnell herbey, reichten dem ins Wasser Gefallenen die Hände, und suchten ihm herauszuhelfen.

Sie hatten ihn glücklich erhascht, hoben ihn empor, aber seine Schwere zog beyde, da sie mit den Füßen keinen festen Anhaltspunkt hatten, unvermeidlich in den Fluß hinab.

Die unglückliche Mutter sah vom Ufer ihre drey Kinder im Wasser plätschern. „Hilf Gott meinen armen

Kindern,“ schrie sie, lief zum Flusse, ohne die Gefahr zu bedenken, der sie sich selbst aussetzte, stürzte sie sich zur Rettung ihrer drey Kinder ins Wasser. Sie eilte denselben nach, welche der Strom schon mit sich fortgerissen hatte; aber auch sie konnte den Wellen nicht widerstehen, sie sank unter, und war in der augenscheinlichsten Gefahr zu ertrinken.

### Ein Retter kommt.

Dieses sah ein junger Mensch, Namens Schwalb, der in dieser Gegend fischte. Sein menschenfreundliches Herz forderte ihn zur Rettung dieser Unglücklichen auf. Des Schwimmers kundig, stürzte er sich mit Blütheschnelle in den Strom, schwamm auf die Verunglückten zu, erhaschte zuerst die zwey älteren Knaben, die sich fest an einander geklammert hatten, brachte sie ans Ufer, kehrte in den Strom zurück, ergriff mit kräftiger Hand die Mutter, rettete dieselbe glücklich, strengte seine letzten Kräfte an, eilte schwimmend dem siebenjährigen Knaben nach, der schon unterzusinken anfing, erhaschte auch diesen beym Kleide, und gab ihn der Mutter zurück.

Alle vier erhobten sich bald, überhäuften ihren Lebensretter mit Dank und Segenswünschungen; er aber ging vergnügt an seine Arbeit zurück, und war zufrieden, daß er seinen Nebenmenschen einen Liebedienst erwiesen hatte, der, wie er sagte, kaum einer Erwähnung werth ist.

So findet man oft in den niedern Ständen einen Edelsinn und eine Seelengröße, die mit Bewunderung erfüllt.

Möchten meine jungen Leser auch durch diese Geschichte wiederholt gewarnt werden, keine gefährlichen Spielplätze zu wählen; möchten sie diesen neuen Beweis der mütterlichen Liebe beherzigen, und dieselbe, die sie an ihrer Mutter täglich, ja stündlich wahrnehmen, durch un-



getheilte Gegenliebe, durch Gehorsam und ein unablässiges Bestreben, den Aeltern wohlzugefallen erwiedern; möchten sie aber auch aus Schwab's edler That alle Menschen, auch die geringsten, schätzen lernen. Ein lumpiger Rock deckt oft ein edles Herz!

---

### Wunsch an seinen Wohlthäter.

Dieß Wünschen Dir, von dem, den oft die Schwere  
Des unverdienten Kummers hart gebeugt,  
Und den Du stets der Menschheit zur Ehre —  
Der Armuth Loos zu mildern warst geneigt.  
O! könnt' ich Dich auf meines Dankes Schwingen  
Der sel'gen Ewigkeit entgegen bringen,  
Wo wahrhaft edler Menschen Nahme glänzt.

O selig die! die solches Glück verdienen,  
Sie fürchten nicht des Glückes Unbestand;  
Der Himmel läßt ihr spätes Alter grünen,  
Daß länger Segen spende ihre Hand.  
O könntest du in Aller Herzen sehen,  
Die Kraft und Leben dankbar Dir ersuchen  
Von Gottes, ew'gen Lohners Allmachtsthron.

Damit Dein gutes Herz nur spät erfahre  
Des müden Alters freudenleere Last;  
Damit Du zählst doppelt so viel Jahre,  
Als viel Du bitterm Leids versüßet hast;  
Denn die durch Dich Beglückten, die Dich ehren,  
Bewußt des großen Werths, den sie verkönnen,  
Mißgönner, Bester! Dich der Ewigkeit!

---

## Ein Knabe nimmt einen Waisen an Kindesstatt an.

In dem Dorfe G\* starb ein armer Tagelöhner, der sein Weib und vier Kinder nur kümmerlich ernährte. Sein Tod versetzte die Hinterlassenen in die größte Dürftigkeit, und nur durch milde Gaben die ihnen gutherzige Nachbarn reicheten, wurden sie vom Hungertode gerettet.

Kurze Zeit darauf starb auch die Mutter, und hinterließ ihre Kinder, von denen das kleinste erst vier Monathe alt war, in der traurigsten Lage. Woher sollten sie zu essen nehmen, wer sollte sie bekleiden, wer beherbergen; wer sollte Mutterstelle an dem armen kleinen Würmchen vertreten?

### Mitleidige Verwandte.

Doch die Verwandten der Verstorbenen, so arm sie auch waren, und obwohl sie selbst eine zahlreiche Familie zu ernähren hatten, erzeugten den Verlassenen Nächstenliebe. So findet man bey denen, welche selbst oft Noth empfunden haben, immer ein theilnehmendes Herz und hülfreiche Unterstützung.

Die Verwandten theilten die drey Kinder so unter einander, daß jene, welche kein Kind ins Haus nehmen würden, die andern, welche eines aufgenommen hätten, mit Brot, Gemülse und andern Esywaaren von Zeit zu Zeit unterstützten sollten.

„Habe ich bis jetzt sieben Kinder ernährt,“ sagte einer derselben; „so wird mich ja der liebe Gott auch segnen, daß ich dem achten Brot schaffen kann.“

Nur das kleinste Kind machte ihnen Sorge; es brauchte noch zu viel Wartung, eine der Verwandten sollte sich fast den ganzen Tag mit der Pflege desselben allein beschäftigen.

gen, wodurch sie viel an ihrem Erwerbe verlore. Sie kamen also überein, eine vermöglichere, wohlthätige und kinderlose Familie zu suchen, welche entweder das kleine Kind an Kindesstatt annehmen, oder die Verpflegskosten desselben im Findelhause übernehmen möchte.

### Sie suchen Hülfe.

In dem herrschaftlichen Schlosse im Dorfe befand sich der Erzieher der zwey jungen Grafen Dr\*, ein würdiger Geistlicher und Vater der Armen, der im Stillen viel Gutes wirkte, und die guten Landleute mit Rath und That unterstützte. Er pflegte, während der Vater der Zöglinge einen ansehnlichen Gesandtschaftsposten an einem auswärtigen Hofe bekleidete, den Sommer mit seinen Zöglingen in diesem Schlosse zuzubringen.

An diesen wendeten sich die braven Leute mit ihrem Säuglinge und hofften, daß er ihnen entweder eine Unterstützung zur Aufnahme ins Findelhaus reichen, oder ihnen wenigstens einen Weg zeigen würde, wie sie den armen Kleinen versorgen könnten. Sie trugen ihre Sache so einfach und rührend vor, daß dem guten Priester die Thränen in den Augen standen.

### Das Kind findet einen Pflegevater.

Der ältere seiner Zöglinge, Graf Eduard, noch nicht zwölf Jahre alt, stand dabey, hörte aufmerksam zu; eine liebliche Röthe überzog sein freundliches Gesicht, die Augen funkelten, eine Thräne des Mitleides trat hervor und hastig rief er aus: „Ich will Vaterstelle an dem Kinde vertreten; kommen Sie, lieber Herr Hofmeister, gehen wir hin, es zu sehen!“

„Aber wie wollen Sie Vaterstelle vertreten,“ erwiderte der Hofmeister, um dessen Innerstes ganz zu erforschen, „wie wollen Sie das Kind versorgen, von Ihrem

Taschengelde? Das wird wohl nicht hinreichen? Ihr guter Vater wird für das arme Kind nichts mehr thun können, er hat ohne dieß schon für so viele Arme zu sorgen, die er mit wohlthätiger Hand unterstützt?“ —

„Ey doch!“ antwortete der gute Knabe, „dieser arme Mann da schenkt uns sein Zutrauen, und bittet uns um Rath, der uns doch selbst das schönste Beyspiel der Menschenliebe gegeben hat. Er hat vier Kinder, die noch nichts verdienen können, er hat eine alte kranke Mutter, die er ernährt, und doch hat er noch eine arme Waise zur Verpflegung übernommen; und ich, der Sohn eines reichen Grafen, ich sollte kein Mittel finden, dieses arme Würmchen zu versorgen? Ich habe in meiner Sparbüchse ein ziemliches Stümmchen. Dieses will ich dazu verwenden, und jeden Häller, den ich von nun an zum Taschengelde bekomme, dem armen Kinde widmen. Ich will meinem Vater schreiben, er wird mir etwas zulegen, meine herzengute Mutter wird auch etwas dazu beytragen, und da werde ich genug haben, für meinen kleinen Pflegesohn zu sorgen. „Gehen wir nun hin,“ fuhr er fort, indem er den Hofmeister beym Kleide fortzog, „ich muß den Kleinen sehen, ich muß für ihn sorgen.“

Der junge Graf gibt dem Kinde eine Pflegmutter.

Nun gingen sie alle hin, in die armselige Stube, wo das Kind in zerrissene Kleider gehüllt, in einer morschen Wiege lag. Wie es den freundlichen jungen Grafen auf sich zukommen sah, streckte es seine Händchen nach ihm aus, als ob es seinen Wohlthäter schon kennete, und ihn willkommen wollte. Er aber nahm mit Rührung das Kind in seine Arme, küßte es, und sagte zu den herumstehenden Verwandten: „Laßt nun alle Sorge fahren, ich nehme es auf mich, für das liebe Kind zu sorgen, es gehört von nun an mein. Suchet mir eine brave gutmüthige Wauersfrau,

welche eben einen Säugling hat. Sie wird mir zur Liebe das holde Kind übernehmen, und es pflegen, bis es gehen und lallen kann. Ich werde sie dafür nach Kräften belohnen.“

„O wie süß werden mir die ersten Worte dieses Kindes seyn, wenn es mir einst Dank zulallen wird! Aber suchet nur eine Frau, nahe am Schlosse, damit ich alle Tage der Pflege nachsehen kann. Die besten Bissen vom Tische will ich ihr gern schicken, wenn sie nur für mein armes Würmchen mütterlich sorgt.“

Der Erzieher und alle Herumstehenden hörten diese Worte mit inniger Rührung.

„Eduard, lieber guter Eduard!“ sagte der brave Priester, indem ihm Thränen in die Augen traten, „heute ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens, da ich die herrlichen Früchte meiner Erziehung an Ihnen sehe. Fahren Sie so fort, Sie werden der Trost ihrer guten Aeltern, ein Vater der Armen, meine Stütze und Beruhigung im Alter seyn.“

### B e f c h l u ß.

Der gute Knabe sorgte von nun an mit edler Gutmüthigkeit für das Kind. Seinen letzten Pfennig verwendete er für dasselbe, und dann erst, als dieser nicht hinreichen wollte, bath er seine Aeltern um Aushülfe. Diese waren aber schon durch den braven Erzieher von der schönen That ihres Sohnes unterrichtet, und hatten denselben voll Vergnügen heimlich zurückgeschrieben, auf ihre Rechnung so viel zur Pflege des Kindes beizutragen, als nur immer nöthig wäre.

Doch nur die dringendste Aushülfe nahm Eduard an, alles Uebrige bestritt er von dem Seinen, und sah mit innigster Zufriedenheit das Kind von Tag zu Tag größer und stärker werden.

Als der Knabe herangewachsen war, sorgte Eduard

für dessen Unterricht, zahlte für ihn das Schulgeld, und unterrichtete ihn selbst in mancher freyen Stunde. Der Knabe aber suchte die Wohlthat des jungen Grafen zu loben; neben einem guten Herzen zeichnete er sich durch Fleiß und durch ein besonders gutes Betragen vor allen Dorfkindern rühmlich aus. Nach den Schuljahren kam er zum herrschaftlichen Jäger in die Lehre, trat dann in die Dienste des jungen Grafen, ist jetzt noch bey ihm, und hängt ihm mit so treuem und dankbaren Herzen an, daß er jede Stunde bereit ist, für seinen edlen Pflegevater Blut und Leben hinzugeben.

---

### Wieder eine Warnung gegen das Tabakschmauchen.

In dem Monate May 1812 reiseten zwey Bauern in Ungarn auf einem zweyspännigen Ochsenwagen aus der Gegend von Szerednye nach Ofen. Beyde schmauchten ihr Pfeifchen Tabak, stiegen bey einem am Wege liegenden Wirthshause ab, gingen hinein, und ließen den Knecht mit dem Wagen neben der Straße. Auch der Knecht ging bald darauf in die Schenke.

Während sie bey einem Glase Wein dort saßen, fing das auf dem Wagen befindliche Stroh und Heu zu brennen an. Die Ochsen erschrakten, und liefen davon. Je stärker sie liefen, desto mehr fachte der Wind die Flammen an, und der Wagen selbst gerieth in Feuer. Kein Mensch war im Stande, die scheu gewordenen Ochsen, welche schon von der Flamme selbst versengt wurden, einzuhohlen.

Endlich stellten sich Leute ihnen entgegen, hielten sie auf, und warfen den hell aufbrennenden Wagen in einen Graben, wodurch er aber bis auf die vier Räder in Stücke zerfiel. Der ganze Unfall, der noch das Dorf in Feuer

hätte setzen können, rührte von einem Stückchen Schwamm her, der glühend aus der Pfeife auf das Stroh unbemerkt gefallen war.

### L u i s e n.

Luischen war ein wildes Kind,  
Noch wilder fast wie Knaben  
Und alle Lehren schlugs in Wind,  
Die ihr die Aeltern gaben.

Einst lärnte sie in Blindekuh,  
Wie Bauern in der Schenke,  
Schrie wie ein Fuhrmann, heb! und huß!  
Und sprang auf Tisch und Bänke.

Der Schweiß floß von der Stirn aufs Kleid  
Wie große Regentropfen;  
Man hörte schon drey Schritte weit  
Ihr Herz im Busen klopfen.

So schlich sie heimlich fort und lief,  
Frisch einen Trunk zu wagen;  
Ihr Bruder schlich ihr nach und rief:  
„Halt ein, sonst muß ichs sagen!“

Luiße droht ihm, nimmt das Glas  
Und trinkt's mit vollen Zügen.  
„Karl!“ sprach sie drauf, „Karl! sagst du was,  
Gewiß so sollst du's kriegen!“

Karl schwieg“ und dacht: Ein wenig Bier  
Wird keinen Schaden bringen;“

Und damit lief er weg von ihr,  
Noch brav herum zu springen.

Er kam an andern Morgen früh  
In seiner Schwester Kammer;  
Ach wie erschrak er über sie,  
Was sah er da für Jammer!

Die arme Kleine konnte schier  
Nicht stehen, liegen, sitzen;  
Bald stach sie's dort, bald wieder hier,  
Wie lauter Nadelspißen.

Karl lief in Garten, schrie und rang  
Die Haut sich von den Händen,  
Sah himmelwärts und schluchzte bang  
Den Tod noch abzuwenden.

Indeß rührt man ihr Tropfen ein,  
Die gut, nur bitter waren.  
Da half kein Bitten und kein Drän;  
Sie ließ den Löffel fahren;

Und schrie: „Ich kann unmöglich ja  
Die Gall hinunter bringen!“ —  
„Doch“ sagte freundlich die Mama,  
„Versuch's, mußt dich nur zwingen.“

„Ja!“ sprach der Doktor, „liebes Kind,  
Sonst dringt der Tod zum Herzen.“  
Was halfs? Luischen schlug's in Wind  
Und litt viel lieber Schmerzen.

Erfüllt ward leider nur zu bald,  
Was ihr der Doktor sagte:  
Luischen lag schon starr und kalt,  
Noch eh' es wieder tagte.

---



## Unglück durch Schießgewehr.

Am 23. Julius 1812 ereignete sich zu Mada in Ungarn folgender trauriger Zufall. Da eben Erntezeit war, ging ein Bauer aus dieser Stadt sammt seinem Weibe und Dienstleuten auf einen Acker welcher sehr weit entlegen war, und ließ seine zwey Kinder, einen sechsjährigen Knaben und ein vierjähriges Mädchen ganz allein zurück, nachdem er die Thüren fest verschlossen hatte.

Der Bauer war vor einigen Tagen von einer Reise zurück gekommen, die er zu Pferde gemacht hatte, und legte ein geladenes Pistol, das er gegen räuberische Anfälle bey sich gehabt, unter den Ofen.

Aus langer Weile geriethen die Kinder auch auf das Pistol. Der Knabe ergriff es, und tändelte mit demselben. Die Schwester stand ihm zur Seite. Endlich zog er den Hahn auf; da er nicht genug Kräfte dazu hatte, schnappte der Hahn ab, die Pistole ging los, und die ganze Ladung fuhr der Schwester durch den Hals.

Die Arme stürzte augenblicklich zu Boden, und wimmerte in ihrem Blute liegend. Der Knabe fing zu jammern und zu schreyen an; aber Niemand war in der Nähe, der das Angstgeschrey hätte hören können. So lag das arme Mädchen lange ohne alle Hülfe, und verging in ihrem Blute. Als die Aeltern nach Hause kamen, fanden sie das Mädchen schon todt, und der kleine Knabe lag ohnmächtig vor Schrecken zu ihrer Seite.

Man stelle sich das Schrecken und den Jammer der Aeltern vor, als sie ihre Kinder in diesem Zustande fanden! Der Vater war untröstlich, daß er Ursache dieser schrecklichen Trauer-Scene war, da er das Pistol nicht sorgfältiger verborgen hatte. Die Mutter wußte sich gar nicht zu fassen.

Alle Kinder in der Gegend zogen aus dieser Jammergeschichte die heilsame Lehre, sich nie mit Feurgewehren Geschäfte zu machen, da so häufiges Unglück von leichtsinnigen Kindern mit denselben angerichtet wird.

Mögen auch alle Erwachsene vorsichtiger seyn, und besonders nie geladne Schießgewehre in ihren Wohnungen aufbewahren. Jährlich ereignen sich traurige Unglücksfälle durch unverwahrte Schießgewehre, und doch werden nicht alle, die mit denselben umgehen, behuthsamer. Möchten sie sich doch warnen lassen.

---

### Merkwürdigkeiten von Klosterneuburg.

Die landesfürstliche Stadt Klosterneuburg liegt in Oesterreich im Viertel unter Wiener-Wald, auf einigen Anhöhen dicht am rechten Ufer der Donau. Der Kierlingerbach theilt sie in die obere und untere Stadt, in welcher ersterer das Rathhaus und eine Pontonier-Caserne ist. Auf der Seite gegen die Donau hin ist die Schiffswerfte, wo Schiffe für die Donau-Flottille gebauet werden. Es sind hier große Magazine mit Pontons, Ankern, Lauen, Werkzeugen und Materialien zum Schiffbaue. In abgesonderten Zimmern sieht man Modelle von Kriegsfahrzeugen und Flaggen aller Seemächte. Ein Vergnügen gewährt es, die Kriegsübungen der Pontoniers hier auf der Donau zu sehen, wie sie mit abgemessener Genauigkeit und Geschicklichkeit die Pontons ab- und aufladen, von einem Orte zum andern auf den Schultern tragen, ins Wasser bringen, und Schiffbrücken schlagen u. dgl.

Besonders erstaunt man bey den jährlichen Kriegsübungen der Pontoniers, welche gewöhnlich eine große Anzahl Zuschauer von Wien herbeiziehen, wie vertraut

diese Schiffsoldaten mit dem Wasser sind, wie leicht sie sich schwimmend in demselben bewegen, ihr Gewehr in der Donau stehend laden und abfeuern, in Ordnung so auf- und abmarschiren, als ob sie auf dem festen Lande sich befänden. Im Jahr 1768 wurde hier von dem Schiffsbaumeister Ehrich Ugssberg die erste Fregatte für die Donau erbauet, und in Gegenwart des k. k. Hofes feyerlich vom Stapel gelassen. In Klosterneuburg liegt immer der Stab des k. k. Pontonier-Korps, auch wird den Kadeten Unterricht in den erforderlichen Wissenschaften ertheilt.

Zum Unterrichte der Jugend hat das Stift schon unter Regierung Kaiser Josephs II. eine Hauptschule auf seine Kosten errichtet, in welcher die Kinder kein Schulgeld bezahlen. Der Pfarrer der obern Stadt ist Direktor, ein Chorherr des Stiftes Katechet. Die Lehrer in jeder Klasse, welche zugleich den Musikk-Chordienst in der Stiftskirche versehen helfen, werden ganz vom Stifte erhalten. Jünglinge, welche sich dem Lehramte widmen, erhalten während des Präparanden-Kurses die Kost im Stifte unentgeltlich. Das Stift hält auch 6 bis 8 Chor-Knaben, meistens Söhne der Schullehrer oder Unterthanen auf seinen Pfarrdörfern, welche in der Folge theils zu Kanzleypätern, zu Lehrerstellen, zu Bedienstungen im Stifte oder zu bürgerlichen Gewerben auf Kosten des Stiftes gebildet werden.

Die Gesundheitspflege besorgt ein eigener landschaftlicher Physikus, jetzt Doktor von Tassara, ein als erfahrner Arzt und thätiger Menschenfreund gleich geachteter Mann.

In der Wiener-Vorstadt befindet sich ein Siechenhaus, und am Kierlingerbache ein Bürgerspital mit einer Kapelle. Das Stift hat sein eigenes Spital, in welches wie schon Seite 5. gesagt worden ist, es alte verarmte Unterthanen aufnimmt.

Ueber eine Treppe kommt man von der oberen in  
die untere Stadt.

Sie ist älter als die obere, und weist noch Spuren der türkischen Belagerung auf. An mehreren Häusern sieht man Kugeln eingemauert, von welchen sie beschädigt wurden. Den geräumigen Hauptplatz in der untern Stadt ziert eine Dreyfaltigkeits = Säule, welche im Jahre 1714 aus frommer Dankbarkeit wegen abgewendeter Pest errichtet worden ist, welche die Dörfer um Klosterneuburg im Jahre 1713 ganz entvölkert, in der Stadt aber nur 28 Personen hinweggerafft hatte.

Mit der untern Stadt hängt das ehemalige Dorf St. Martin zusammen, und bildet nun längs des Donau = Ufers eine Vorstadt. Die Kirche zu St. Martin ist uralt, und stand schon vor Erbauung des Stiftes. Pfarrer und Kooperatoren sind Stiftsmitglieder. Eine lateinische Inschrift am mittleren Bogen der Kirche zeigt an, daß dieselbe von den Türken eingäschert, und dann wieder neu erbauet worden sey. Nahe an der Kirche ist eine Trivialschule.

### Der Fürstenhof.

Eine der größten Merkwürdigkeiten von Klosterneuburg sind in der obern Stadt die Ueberbleibsel des von den Regenten Oesterreichs aus dem Babenbergischen Hause erbauten Fürstenhofes und des Schlosses, welches Albert I. aus dem Hause Habsburg erbaut hatte. In erstem befindet sich seit dem Jahre 1729 die Stiftskanzley. Neben demselben hatten die Juden von den Habsburgischen Herzogen einen Platz zu einer Synagoge erhalten, welche noch im Jahre 1490 stand; jetzt ist an der Stelle derselben der Schmiedehof des Stiftes. Alberts Burg wurde zu einem Getreidekasten und zu einem Zeughause verwen-

det. Ein Theil derselben dient auch zu einer Schießstätte für die Bürger; den Rest nimmt der Garten des Bierwirths ein.

### Die Kirche im Stifte

wurde im 14. Jahrhunderte erbauet, da eine Feuersbrunst im Jahre 1318 die ältere fast gänzlich zerstörte. Sie ist aber in späteren Zeiten viel verändert und im Innern verschönert worden. Zwey alterthümliche Thürme zieren dieses ehrwürdige Gotteshaus, welches mehr lang als breit ist, und nebst dem Hochaltäre acht Seitenaltäre hat.

Der erstere ward vom Propst Ernest gebaut, und im Jahre 1751 vom Wiener-Erbischofe, Cardinal Kollo nitsch eingeweiht. Das Altarblatt stellt die Geburt Mariens vor, und ist ein Werk des berühmten Mahlers Schmied von Krems, der im Jahre 1803 in Stein starb. Die Seitenaltäre, welche Propst Christoph Mathäi gegen das Ende des 17. Jahrhunderts bauen ließ, sind wie der Hochaltar von schönem, meistens salzburgischen dichten Kalksteine oder Marmor. Die vier Altarblätter Peter und Paul, Afra, Anna und Augustin sind vom Mahler Peluccio, die andern vier von Strudel; das Gewölbe der Kirche hat 1698 Dominiko gemahlt. Die Nebenkapellen der heiligen Anna und Augustin mahlte Johann Griner. Die Kanzel an der rechten Seitenwand der Kirche ist von schönem weißen Marmor mit einer Kuppel von vergoldetem Kupfer. Die große Orgel, deren Pfeifen alle von Zinn sind, hat der Propst Bernhard im Jahre 1634 von dem Passauer-Bürger Freund verfertigen lassen; die kleinere neue ward unter Propst Ambros gebaut.

Das schöne Presbyterium, die prächtigen Chorstühle und die Oratorien, hat der Propst Ernest, der Erbauer des Neugebäudes, herrichten lassen. An der rechten Seite

des Hochaltars befindet sich die Sakristey, in welcher die schönen Kirchen-Ornate aufbewahret werden.

Auf dem Plage neben der Kirche steht eine Säule, welche der Ritter und Bürger zu Klosterneuburg Mich a e l L u z im Jahre 1381 nach glücklich abgewendeter Pest erbauen ließ.

In der Kapelle des heiligen Leopold werden

### die Schätze des Stiftes

gezeigt, welche sich freylich in den letzten Kriegsjahren sehr vermindert haben, da der größte Theil der silbernen und goldenen Kelche, Monstranzen, Leuchter u. dgl. zu den Bedürfnissen des Staates abgegeben wurden. Mit Ehrfurcht betrachtet hier der fromme Christ die irdischen Ueberreste des heiligen Markgrafen Leopold. Sie befinden sich an dem Altare in einem mit rothen Sammt überzogenen Sarge, da jener silberne, welchen Kaiser Maximilian bey der Heiligsprechung des frommen Markgrafen verfertigt ließ, den Staatsbedürfnissen in der Kriegszeit als Opfer dargebracht wurde. In dieser Kapelle bewahrt man einige Reste des Schleyers der heil. Agnes, in der Mitte des Fußgestelles von dem kleinen Reisealtare des heiligen Stifters auf. Der Altar ist aus Jaspis mit alabasternen Figuren, und in Silber gefaßt. Ferner bewahrt man hier einen tragbaren Altar auf, der, wie seine Inschrift anmerkt, im Jahr 1179 zu Verdün verfertigt seyn soll. Er ist in Felder geschachtet, welche Gemälde von mosaischer Arbeit aus dem alten und neuen Testamente enthalten. Die erzhertzogliche Krone wird ebenfalls in dieser Kapelle aufbewahret. Ehrwürdig erscheinen hier dem Beschauer die Messgewänder, welche aus den Kleidern verfertigt worden sind, welche der heilige Leopold und seine fromme Gemahlin Agnes bey ihrer Vermählung getragen haben. In diesem Ornate pfliegen die Pröpste die Landesfürsten zu em-

pfangen, welche noch bis zu der Regierung Kaiser Joseph II. alljährlich am 15. November das Stift mit ihrer Gegenwart beehrten, um dem Landespatron von Oesterreich hier ihre Verehrung zu bezeugen.

Wegen des hohen Alterthums ist auch der Krummstab merkwürdig, welchen der Abt Pab o bey gottesdienstlichen Handlungen gebraucht hat. Er wurde in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts gefertigt. Er ist aus Elfenbein schön gearbeitet, mit Farben und mit Gold verziert. Man sieht hier einen Kelch vom Jahre 1337 und eine kostbare silberne, dicht vergoldete, mit Edelsteinen und Perlen reich besetzte Monstranze. Sie hat die Form einer Hollunderstaude, um welche ein Schleyer geworfen ist, der auf die Entstehung des Klosters hinweist. Man zeigte ehemahls auch einen Kelch aus Donau = Waschgold, der sich wie Staniol zusammen drücken und wieder aus einander biegen ließ, weil das Gold so rein war. Man wäscht noch zuweilen aus der Donau Gold; vor vierzig Jahren befand sich noch zu Langen n e r s d o r f ein Mann, der sich bloß mit diesem Nahrungserwerbe abgab; aber die Ausbeute ist nicht beträchtlich. Doch hat das Stift noch einen Kelch aus Donau-Waschgold, welches in den Besitzungen des Stiftes gewonnen wurde. Ein herrliches Kreuzbild von R a p h a e l D o n n e r; dessen Kreuz und Fußgestell ganz aus inländischen Edelsteinen zusammen gesetzt sind, und ein Kelch vom reinsten arabischen Gold sind noch sehenswerth. Vor der Schatzkammer ist die so genannte Gruft,

die Grabstätte des heil. Leopold, seiner Gemahlinn und Kinder. Sie befindet sich neben dem Kreuzgange vor der Leopolds-Kapelle oder Schatzkammer in einem ehrwürdigen gothischen Gewölbe. An einer Wand ist die in eine eiserne Röhre eingeschlossene Hollunderstaude, auf welcher Jagdhunde den Schleyer der frommen

Markgräfinn Agnes entdeckt haben. In der Mitte des Gewölbes ist der von dem Propste Gottschalk im zwölften Jahrhunderte erbauete Nikolaus-Altar, und hinter demselben die mit einem Gitter umfasste alte Grabstätte des heiligen Leopold, welche nun leer ist, da der heilige Leib in der Leopolds-Kapelle aufbewahrt wird. Am Festtage des heiligen Markgrafen, am 15. November, werden die prächtig ausgeschmückten Gebeine desselben der öffentlichen Verehrung ausgesetzt; das Haupt, mit dem Erzherzoghute geziert, ruht auf einem rothsammetenen Polster. Sie werden auf einen Altar gestellt, bey welchem Messe gelesen wird. Die Inschriften in der Gruft zeigen an, wo die fromme Agnes und wo die acht Kinder des heil. Leopold begraben liegen. In der obern Sakristey werden auch die Reliquien des Stifters der Kanonie St. Dorothea in Wien, welche unter Kaiser Joseph II. mit Klosterneuburg vereinigt wurde, aufbewahrt.

Unter die Merkwürdigkeiten des Stiftes gehört auch eine im Jahre 1537 gefertigte Kanone, welche vielleicht die älteste in Oesterreich ist.

### Der alte Theil des Stiftes

ist nur durch das Alterthum merkwürdig, und man sieht es ihm an, daß er in verschiedenen Jahrhunderten erbaut oder vergrößert worden ist. Da ist bald ein hohes, bald ein niedriges Gebäude mit mannigfaltig geformten Fenstern, Erkern und Treppen, hier und da bemerkt man noch Wappenschilder, halbverlosthene Wandgemälde, Jahrszahlen und Inschriften, welche von dem hohen Alterthume zeugen. Der Kreuzgang ist durch sein Alterthum und durch die Gegenstände, welche er enthält, sehr merkwürdig. Der Propst Pabo hat ihn um das Jahr 1285 erbauet, und er hat seine ehrwürdige alterthümliche Form bis jetzt beygehalten. Dieser Kreuzgang war ehemahls mit gemahlten



Fenster aus dem vierzehnten Jahrhunderte versehen, die jetzt ihrer Seltenheit wegen in der Bibliothek aufbewahrt werden. Sie enthalten Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente und aus dem Leben der heiligen Märtyrer.

Audere Kunstgebilde aus dem Alterthume sind hier noch zu sehen. Dahin gehört das große Kreuzbild aus Holz, weiter rückwärts im Kreuzgange *C h r i s t u s* am Dehlberge in Lebensgröße, ein drittes Gebilde aus Stein, welches *Jesuu* am Dehlberge mit den schlafenden Jüngern, die Gefangennehmung des Erlösers und den heil. *Leopold* dargestellt. Vor diesem kniet eine männliche Gestalt, nach der Inschrift *Pater Wolfgang Klebt*, der dieses Gebilde hat errichten lassen, und hier (1518) begraben liegt. Der Kreuzgang enthält auch den Stammbaum des *Babenbergischen* Hauses, welcher im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zur Feyer der Heiligsprechung des frommen *Markgrafen* verfertigt worden ist. Zwei Kapellen, die der heiligen *Agnes*, so alt als der Kreuzgang, und die von dem *Bischofe Berthold* von *Freysingen* im fünfzehnten Jahrhunderte gestiftete *Freysinger-Kapelle* sind merkwürdig. Letztere enthält das Grabmahl des Stifteru und des im Jahr 1394 verstorbenen *Oberst-Thürhüters Reinhart* von *Wähingen*. Noch weist der Kreuzgang zahlreiche Grabsteine *österreichischer Edlen*, selbst den zweytgebornen *Babenbergischen Prinzen*, und vieler *Chorherren* aus der ältern Zeit. Mehrere Gänge sind mit *Portraits* der *Pröpste*, des *Stifters* und seiner *Gemahlinn* geschmückt.

### Das Neugebäude,

welches vollendet alle ähnliche Werke der Baukunst übertroffen haben würde, besteht nur aus zwei Flügeln. Auf den Giebeln derselben prangt die *Kaiserkrone* und der *Erzherzoghut*. In der Nähe betrachtet sind beyde Kronen große

mit Kupfer bedeckte Pavillons, in welchen 8 Personen bequem Raum finden, und eine herrliche Aussicht genießen. Die Treppenstufen in diesen Gebäuden sind zu dreyen aus einem Steine gehauen. Kolossalische Steine sind als Gesimse im Saale und in der Sala terrena angebracht. Sie sind etwas gelblich-grau, und gehören unter die Gattung der Filtrir = Steine. Sie wurden zu Höfle in gebrochen. Unter einem Fenster dieses Gebäudes auf einer Marmorplatte liest man, daß hier Papst Pius VI. bey seiner Anwesenheit im Jahre 1782 das zahlreich im Hofe versammelte Volk gesegnet habe. In diesem Neugebäude sind die Wohnungen des Propstes, die Bibliothek, die Kaiserzimmer, die Gemählde = Gallerie, die Mineralien = und Münzensammlung, die ungeheuren Keller und mehrere schöne Wohnungen der Chorbeyern, welche Stiftsämtler bekleiden.

In einem großen hellen Saale befindet sich die schon in dem vierzehnten Jahrhundert gegründete

### Stifts-Bibliothek.

Sie enthält über 25000 Bände, und sehr viele alte Handschriften aus dem 13. Jahrhunderte. Arabische und hebräische Manuskripte, eine deutsche Bibel, von Johann Faust im Jahre 1462 zu Mainz gedruckt, ferner eine Sammlung der berühmtesten Werke, welche vom Jahre 1380 bis 1570 heraus kamen, gehören zu den vorzüglichsten Seltenheiten der Bibliothek. Unter den letztern befinden sich die Ausgaben der meisten lateinischen und griechischen Klassiker. Zu den großen Merkwürdigkeiten dieses Bücherchazes gehören das Psalmenbuch des heiligen Leopold auf Pergament, in welchem die Anfangsbuchstaben sehr schön mit Farben und Gold verziert sind, einige sehr schöne Messbücher aus dem 14. und 15. Jahrhunderte. Von jeher sind mit bedeutenden Kosten die vorzüglichsten Werke aus allen Fächern des menschlichen Wissens in

deutscher, lateinischer, französischer und italienischer Sprache angeschafft worden, so daß sich diese Büchersammlung vor andern Kloster-Bibliotheken vortheilhaft auszeichnet.

Ueber der Bibliothek sind die

### K a i s e r z i m m e r,

in welchen ehemahls der allerhöchste Hof zu wohnen pflegte, wenn er am Vorabende des Leopoldsfestes in das Stift kam. Sie sind mit außerordentlicher Pracht angelegt und eingerichtet worden, und zum Theile mit Tapeten aus der Fabrik der Gobelins zu Paris verziert. Das Thronzimmer ist von ganz besonderer Schönheit. In dem Billard-Saal sind an den Wänden die Grundrisse und Zeichnungen zu sehen, nach welchen das nur kaum zur Hälfte vollendete Neugebäude hätte aufgeführt werden sollen.

In dem großen Saale ist das Deckengemälde von Daniel Gran herrlich, und steht nicht viel dem Kupelgemälde der k. k. Hofbibliothek in Wien nach. Von diesem Saale tritt man auf einen noch unvollendeten Altan, wo man die herrlichste Aussicht über die Donau und das Marchfeld hat.

### Die Gemäldesammlung

in dem oberen Stocke des Neugebäudes, von dem vor-mahligen Herrn Stifts-Kämmerer Ambros Konrad (gestorben im November 1826) geordnet, enthält schöne Bilder der altdeutschen Schule, unter denen die Abbildung des heiligen Leopold in Lebensgröße vom Jahre 1507 sehr merkwürdig ist. Noch werden von Kennern gerühmt ein Bild, Christus gebunden unter den Kriegsknechten von Kueland, die fünfzehn Darstellungen aus der Marianischen Litaney von einem Mahler des fünfzehn-

ten Jahrhunderts und einige alte griechische Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhunderte.

Minder bedeutend ist die Mineralien- und die Münzen-Sammlung. Das Naturalien-Kabinett, besteht aus inländischen und auch andern ausgestopften Vögeln.

Unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Stiftes gehören aber

### d i e K e l l e r.

Drey Gewölber stehen unter dem neuen Stiftsgebäude über einander. Die untersten sind immer leer; man kann da vor Kälte nicht bleiben. Auf die dreyfache Reihe von Kellern folgen noch zwey Reihen gewölbter Wohnungen, so daß fünf Wölbungen über einander stehen, und dann erst die übrigen Stockwerke folgen. Die große Menge von Fässern, welche noch vor den zwey feindlichen Einfällen mit den köstlichen Weinen, wovon eine Gattung schon bey achtzig Jahre zählte, angefüllt waren, machte jeden staunen, noch mehr aber das ungeheure Faß, welches 999 Eimer enthält. Der tausendste liegt als Spunt auf demselben. Dieses Riesensaß liegt aber nicht in den Kellern des Neugebäudes, sondern in dem kleinen Keller der Binderey neben der Stiftskirche. Es ist mit einer Gallerie versehen, auf welche man mittelst einer eigenen Treppe gelangt. Dieses sehr schön gearbeitete Faß wurde im Jahre 1673 vollendet. Der Name des Meisters ist auf dem Faßboden zu lesen. Es war oftmahls mit Wein gefüllt: jetzt ist es leer. Der sonst gewöhnliche große Vorrath an Wein läßt sich daraus leicht erklären, daß das Stift in den nahe gelegenen Weingebirgen nicht nur sehr viele Weingärten besitzt, sondern auch aus den umliegenden Gegenden und auch jenseits der Donau einen ungemein ergiebigen Weingehend zieht, so daß die Erträgniß

des Weines einen beträchtlichen Theil der Einkünfte des Stiffts ausmacht.

Ehemahls drängte sich am Festtage des heiligen Leopolds eine ungeheure Menge Volkes nach Klosterneuburg, wo der Hof mit seinem Gefolge und viele Männer vom Range mit ihren Familien sich eingefunden hatten. Jedermann wurde gastfrey bewirtheet. Unter das Volk wurde Brot, Fleisch, Wein und silberne Pfennige mit dem Bildnisse des heiligen Leopolds und seiner Gemahlinn ausgeheilt. Seit Kaiser Joseph II. findet sich der Hof nicht mehr dort ein, und diese Spende hat seither aufgehört.

Südllich von der Stifftskirche und zunächst am Kirgshofe sieht man

die Ueberbleibsel der Kapelle St. Sebastian.

Sie wurde 1421 zu Ehren des heiligen Kreuzes erbauet. Im Jahre 1799 ward sie abgebrochen, und nur so viel übrig gelassen, daß es der Gruft, welche sich unter derselben befand, nicht an einer Bedeckung fehle. Gegenüber von diesen Ruinen stand die marmorne Kapelle des heiligen Johann des Täufers, von welcher nur einige Bruchstücke mehr übrig sind. Leopold der Glorreiche hatte sie mit vielem Aufwande gebauet, und sie war die eigentliche Hofkirche. Zur Linken befand sich die schon erwähnte Ritter-Akademie.

Die Stadt Klosterneuburg hat über 4000 Einwohner. Sie ist landesfürstlich, behauptet unter den mitleidenden Städten in Nieder-Oesterreich den vierten Rang, und hat ein eigenes Landgericht.

---

## Der verstellte Arzt.

Ein armer Knabe bath in einer Vorstadt Wiens die Vorübergehenden um Almosen. Er näherte sich demüthig bittend einem Manne, den er für reich hielt, und dessen freundliche Miene ihn hoffen ließ, daß er keine Fehlbittne bey ihm thun würde.

„Nur etwas Weniges geben Sie mir,“ sagte der Kleine, „ich bin arm, sehr arm.“

Die offene Miene des Knaben, die Thränen, welche über seine blassen Backen rollten, die zitternde Stimme, mit welcher er sprach, und der edle Anstand, mit welchem er seine Bitte vortrug, rührten das Herz des Unbekannten.

„Liebes Kind,“ sagte er, „ich sehe dir's an, daß dir das Betteln hart ankommt.“ —

„Ach, gnädiger Herr,“ antwortete der Kleine, „die größte Noth zwingt mich dazu, nur etliche Groschen will ich mir von gutthätigen Menschen erbitten, um meine arme Mutter zu unterstützen,“ (da fing er zu schluchzen an,) sie ist eine arme, verlassene Witwe, ohne alle Hülfe liegt sie krank im Bette.“ —

„Hat sie denn keinen Arzt kommen lassen?“ —

„Ach Gott! gnädiger Herr, wir haben kein Geld, um ihn zu bezahlen, und wenn er ihr auch aus Menschenliebe unentgeltlich Hülfe leisten würde, so haben wir keinen Hälzler, um die Arzeneey zu bezahlen.“

Der Unbekannte war innig gerührt, und fragte, wo seine Mutter wohne. Der Knabe zeigte ihm Haus und Nummer der Wohnung an; der Unbekannte drückte ihm einen Dukaten in die Hand, und befahl ihm, alsogleich einen Arzt zu seiner Mutter zu rufen.

### Der Unbekannte sucht die kranke Mutter auf.

Der Knabe konnte vor Freude kaum danken. So geschwind, als er konnte, lief er davon, und gerades Weges zu einem Arzte, der seiner Mutter schon einstmahls, als sie in besseren Umständen gewesen war, Hülfe geleistet hatte. Der Unbekannte aber, als er allein war, beschloß selbst zu der Mutter zu gehen.

Bev seinem Eintritte in die Stube hatte er einen herzerschneidenden Anblick. Die Kranke, eine noch junge Frau, lag auf halb verfaultem Stroh, über welches eine lumpyge Matte gebreitet war; ihr zur Seite kniete ein Kind von 7 Jahren, welches bitterlich weinte, und um Brot bath.

Der Unbekannte gab sich für einen Arzt aus, und fragte nach ihrer Krankheit.

„Ach Gott!“ sagte die Frau, „Noth und Elend drücken mich noch härter darnieder, als meine Krankheit. Ich war einst in besseren Umständen, ich hatte ansehnliche Summen in Handlungshäusern liegen; drey Banqueroute haben mir all das Meinige geraubt; mein Gemahl kränkte sich zu Tode; erst vor kurzem ist er gestorben, und hat mir nichts hinterlassen, als zwey unmlündige Kinder: die armen Würmchen! was wird aus ihnen werden, sie werden auch bald ihre Mutter verlieren, so viel Elend und Jammer bringen mich ins frühe Grab!“

### Der Unbekannte schreibt ein Recept.

Der Unbekannte, bis zu Thränen geführt, tröstet die Frau, und ermahnet sie zum Vertrauen auf Gott, der dann, wenn die Noth am größten ist, gewiß Hülfe sendet; er verlangt ein Stückchen Papier, um ein Recept zu schreiben. Die Kranke reißt das Vorblatt aus dem Buche, in welchem sie ihre Kinder lesen lehrte; sie hatte kein anderes Papier, so arm war sie, und gibt es dem vermeinten

Arzte. Er schreibt darauf mit seiner Bleyfeder, legt das Blatt auf den Tisch, und geht fort, indem er ihr sagt, daß sie durch das vorgeschriebene Recept gewiß geheilet werden würde.

### Der Arzt kommt.

Kaum war der Unbekannte fort, so trat der ältere Sohn mit einem Arzte ins Zimmer.

„Mutter, liebe Mutter!“ rief er ihr freudig zu, „seyn Sie getrost, fassen Sie Muth, ich habe Geld, und dieser Herr da wird Sie heilen.“ —

„Gutes, liebes Kind,“ sagte die Mutter mit Thränen in den Augen, „komm her in meine Arme, deine Liebe zu mir ist mein einziger Trost. Erst war ein Arzt da, und hat mir dort auf dem Tische ein Recept vorgeschrieben.

Der Arzt, der mit dem Knaben gekommen war, nimmt das Papier, liest es, und steht wie versteinert da.

„Gute Frau,“ rief er aus, „freuen Sie sich! der Arzt, der zuvor bey Ihnen war, ist ein ganz anderer Mann, als ich, sein Recept wird mehr wirken, als jede Arzneey, die Ihnen der erste Arzt in der Welt vorschreiben wird. Sie sehen sich hier auf einmahl von allem Mangel befreyet. Der Unbekannte, der Sie besucht hat, ist unser lieber, guter Kaiser Joseph II.; er sichert Ihnen hier einen Jahresgehalt von 300 Gulden zu, und verspricht für Ihre Kinder zu sorgen.“

### B e s c h l u ß.

Die arme Frau und ihre zwey Kinder konnten sich vor Freude nicht fassen. Sie fielen auf die Knie, hoben dankbar die Hände gen Himmel, und bathen um Glück und Segen für den Monarchen, der das verborgenste Elend auffucht, und Nothleidende unterstützt.

Diese unerwartete und thätige Hilfe wirkte wohlthätig



auf die Frau, die dem Grabe schon sehr nahe war; sie genas. Beyde Kinder machten sich der Wohlthat des erhabenen Monarchen würdig; sie nahmen wie an Alter so an Kenntnissen und guten Sitten zu; die Mutter hatte ihr Vergnügen und ihren Trost an ihnen, und der Tag, an welchem sie die Wohlthat empfingen, wurde durch dankbares Gebeth und herzliche Wünsche für den großen Monarchen alljährlich gefeyert.

---

L e h r e.

Bilde dir auf äußern Schein  
Niemahls was auf Erden ein;  
Neußrer Glanz ist Puppenspiel:  
Scheine nicht, und sey hübsch viel.  
Fürchte Gott und thue recht.  
Alles, was du thust, sey echt:  
Denke, daß der brave Mann  
Sich durch's Herz belohnen kann.

Sey im Denken und im Sprechen  
Weise, treu, und brav im Thun;  
So mag Erd' und Himmel brechen.  
Du kannst sicher ruh'n.

---

D i e

Statue Kaiser Josephs des Zweyten am  
Josephs = Plaze.

Durch dieses herrliche Denkmahl inländischer Kunst legte  
unser gloriwürdiger Kaiser Franz der Erste seine große  
Bd. VI. F

müthige Dankbarkeit gegen seinen Oheim, Joseph den Zweyten an Tag, der ihn zum Throne erzogen hatte.

Die Ausführung wurde dem damaligen Professor der Bildhauerkunst, nachherigem Direktor der Akademie der bildenden Künste, Franz von Zauner, übertragen, der auch mit allem Kunstfleisse das Werk vollendet, und dadurch alle Achtung, selbst im Auslande, sich erworben hat.

Die Arbeit wurde mit Grabung der Grundfeste im Jahre 1799 angefangen, nachdem schon einige Jahre hindurch an dem Modell der Statue zum Abgusse im St. Anna-Gebäude gearbeitet worden war. Im Jahre 1800 wurde die Statue, 1803 das Pferd gegossen, und beyde gingen in größter Vollkommenheit ohne Fehl und Makel aus dem Gusse hervor.

Indessen wurde auch das Postament nebst den Nebenverzierungen vollendet, und am 24. November 1807 ward das schöne Monument in Beyseyn des ganzen Hofes, des Adels und unzähliger Zuseher unter Trompeten- und Paukenschall, unter Kanonendonner und Glockengeläute feyerlich aufgedeckt und gleichsam eingeweihet.

Es stellt Joseph den Zweyten vor im römischen Kostüme, das Haupt mit dem Lorbeerkranze geschmückt, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte gerade vor sich hinstreckend. Die Aehnlichkeit der Gesichtsbildung ist vollkommen getroffen.

Die Figur des Kaisers wäre stehend dreyzehn und einen halben Fuß hoch; die Höhe des Pferdes vom vordern Fuße, auf dem es steht, bis über die Mähne des Kopfes beträgt zwey Klafter, einen Fuß, drey Zoll; die Länge zwey Klafter, zwey Fuß, drey Zoll.

Das Fußgestell bildet ein einfaches längliches Viereck von schwarzgrauem, fein geschliffenem Granit, mit einer schmalen Einfassung von Laubwerk aus Bronze. Worn an demselben ist die Inschrift:

Iosepho II. Aug.  
Qui  
Saluti publicae vixit  
Non diu sed totus.

(Dem Kaiser Joseph dem Zweyten, welcher zwar nicht lange zum Besten des Gemeinwohls lebte, aber sich ganz demselben hingab.)

Auf der Rückseite:

Franciscus  
Rom. et Anstr. Imp.  
Ex Fratre Nepos  
Alteri parenti  
posuit  
MDCCCVI.

(Franz, Römischer und Oesterreichischer Kaiser, des Bruders Sohn, hat dieses Denkmahl seinem zweyten Vater gesetzt.)

Auf den beyden Nebenseiten sind zwey Basrelief, aus Metall gegossen, wovon eines den Ackerbau, das andere den Handel vorstellt, wie sie von Joseph dem Zweyten Beförderung und Aufmunterung erhalten haben. Die Hauptfiguren haben eine Höhe von vier Fuß, acht Zoll. Die Höhe des ganzen Monuments beträgt fünf Klafter, drey Fuß, acht Zoll.

An den vier Ecken stehen vier Pilaster, in Form von Corinthischen Säulen; an jedem dieser Pilaster sind vier kleine Basreliefs in Form von Medaillon angebracht, und nach wirklichen Denkmünzen gearbeitet, welche auf Josephs Geburt und auf die merkwürdigsten Ereignisse unter seiner Regierung geschlagen worden sind. Wir wollen dieselben einzeln durchgehen.

Kaiser Josephs Weisheit und Thätigkeit machte  
die Industrie und den Handel Oesterreichs  
blühend.

Dieses stellt der Basrelief auf der rechten Seite des Monuments bildlich dar. Am Ufer des Meeres steht Joseph in römischer Kleidung, vor einem in der Mitte des Hintergrundes sichtbaren Schiffe. Mit sanft ausgestreckter Linken, mit holdem Ernste in der Miene befehlt er dem Merkur (dem Gotte des Handels), den Handel von allen lästigen Abgaben und Beschränkungen zu befreien, und ihn allenthalben zu verbreiten.

Im linken Vordergrunde sitzt gegen den Kaiser gewendet unter dem Sinnbilde einer weiblichen Figur die Handlung auf einem Ballen Waare. Ihre gebundenen Hände liegen in dem Schooße, und nackt ist die Figur am Oberleibe bis an die rechte Schulterhöhle. Merkur steht vor ihr, hat den Blick gegen Joseph gewendet, empfängt den Befehl, ist im Begriffe, die Fesseln, welche die Handlung beschränkten, zu lösen. Dem Kaiser zur Rechten steht der Consul, in dessen Gesichte die größte Aufmerksamkeit auf Josephs glückbringenden Befehl merkbar ist. Die Gruppe schließt eine Fama in dem Vordergrunde vor dem am Ende desselben angebrachten Leuchtturme.

Joseph lebte nur um seine Völker zu beglücken.

Das Basrelief an der entgegengesetzten Seite ver sinnlicht Josephs Drang, seinen Unterthanen die höchste Stufe von Wohlfahrt zu verschaffen. Es deutet auf seine Reisen hin, die er nur in der edlen Absicht unternommen hatte, alles Gute und Nützliche in fremden Ländern aufzufassen, und es zum Wohle seiner Völker in seine Staaten zu verpflanzen. Rechts sitzt an einem einfachen Bogenge-

bäude Europa mit ihrem Attribute, dem zu den Füßen liegenden Pferde, ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schooße haltend. Von der Mitte des Bodenganges erhebt sich der Thierkreis bis zur oberen Hälfte des Basreliefs hinlaufend, und deutet durch den bezeichneten Widder auf Josephs Geburtsmonath hin.

In der Mitte der Gruppe steht Kaiser Joseph, und wird von seinem Genius, der mit der Rechten auf Europa hinweist, am rechten Arm hingeführt. (Aus edler Absicht reiste Joseph durch ganz Europa.) Er hält in der linken Hand eine Rolle zur Aufzeichnung alles dessen, was er Merkwürdiges gefunden. An seiner Linken begleitet ihn die Klugheit, die durch eine Schlange auf der Brust kennbar ist.

Zur Linken dieser Figur steht ein Knabe am Pfluge; mit staunendem Blicke sieht er Joseph an. Hinter ihm steht ein Landmann, sein Vater. Mit der linken Hand macht er ihn auf das aufmerksam, was Joseph für seine Völker thut, und sucht in seinem Kinde das Gefühl der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Joseph, den Beglückter des Feldbaues rege zu machen. Den Rand dieser Seite begränzt eine Eiche, die sich über dem Landmanne und dessen Sohn wölbet.

### Die Medaillen an den vier Säulen.

#### I. Säule.

Die erste auf der vordern rechten Säule, dem gräflich Fries'schen Hause gegenüber ist eine Abbildung der Schaumünze, welche bey Gelegenheit der Geburt Josephs geprägt wurde. Sie stellt den Herkules in der Wiege vor, wie er die von der Göttinn Juno zu seinem Verderben geschickten Schlangen zerreißt.

Unten steht:

Natus MDCCXLI. D. XIII. Martii.

(Er wurde geboren 1741 am 13. März.)

Die zweyte an dieser links wurde auf die Vermählung Josephs mit Elisabeth von Bourbon, Tochter Philipps, des Infanten von Spanien und Herzogs von Parma geprägt. Auf dieser Denkmünze ist ein Hymen (Gott der Ehen), welcher mit der linken Hand auf einem Opferaltare seine Fackel anzündet, und mit der rechten zwey Kränze für die Verlobten hält.

Die Umschrift lautet:

Felix Connubium.

(Glücklich sey diese Ehe.)

Unten steht:

Celebrat. Vindob. VI. Oct. MDCCLX.

(Gefeyert zu Wien am 6. Oktober 1760.)

Die dritte folgende wurde bey Gelegenheit der Krönung Josephs zum römischen Könige geprägt. Sie stellt auf einem Thronstuhle ein sitzendes Frauenzimmer vor, mit einer Thurmkrone auf dem Haupte. In der rechten Hand hält sie das Steuerruder, in der linken das Horn des Ueberflusses. Ueber dem Thronstuhle steht der einfache Adler mit Krone und Szepter.

Die Umschrift ist:

Gloria noyi Saeculi.

(Der Ruhm des neuen Zeitalters.)

Im Abschnitte steht:

EL. ET. COR. FRANCF.  
MDCCLXIV.

(Erwählt und gekrönt zu Frankfurt 1764.)

Die vierte wurde als Opfer- und Auswurfsmünze bey Gelegenheit dieser Krönung geprägt. Sie zeigt die über die Wolken schwebende Weltkugel. Auf dieser kreuzt sich ein Steuerruder mit dem Schwerte, um welche beyde ein Lorbeer sich schlingt. Ueber der Weltkugel steht das Auge Gottes. Die Umschrift ist *Josephs* Wahlspruch:

*Virtute et Exemplo.*

(Durch Tugend und Beyspiel.)

II. Säule.

Wenn man von dieser Ecksäule zur vorderen Linken geht, so fällt zuerst die Ehren-Medaille ins Auge, welche *Joseph* den Soldaten und Unter-Offizieren, die sich durch Tapferkeit auszeichnen, gestiftet hat. Auf derselben stehen in einem Lorbeerkranze über Kriegs-Trophäen die Worte:

*Der Tapferkeit.*

Von dieser wieder links, dem gräflich *Fries'schen* Hause gegenüber, ist die zweyte Medaille auf die Ankunft des Kaisers und seines erlauchten Bruders *Leopold*, Großherzog von *Toskana*, zu *Rom* in dieser Stadt geprägt worden. Sie stellt die Stadt *Rom* unter dem Sinnbilde einer auf einem Stuhle sitzende *Matrone* vor, welche mit der einen Hand die Lanze mit der andern eine Kugel hält. Zu ihren Füßen ruht in männlicher Gestalt der Fluß *Tiber* auf seinem Wasserkrüge, und hält Schilf in der Hand.

Auf der Umschrift liest man:

Roma exultans.

(Rom ist höchst erfreut.)

Im Abschnitte steht:

Ob Fratrum Augg. Adventum.

MDCCLXIX.

(Wegen der Ankunft der erlauchtesten Brüder.)

(1769.)

Die dritte wurde bey Gelegenheit der Reise Josephs nach Italien geprägt. Auf derselben ist der Kaiser im römischen Kostüme zu Pferde, welchem die Pallas (Göttinn der Weisheit) vortritt.

Die Umschrift heist:

Italia A Caesare Perlustrata.

(Italien von dem Kaiser durchreiset.)

Im Abschnitte steht die Jahreszahl:

MDCCLXIX.

(1769.)

Die folgende vierte erinnert an die Ankunft des Kaisers in Siebenbürgen, welche Reise er einzig zum Besten dieses Landes unternahm. Der Kaiser ist auf derselben in römischer Kleidung vorgestellt, wie er, von der Freygebigkeit begleitet, zu einem Stadthore reitet, über welchem man das siebenbürgische Wappen sieht, und die Aufschrift liest:

S. P. Q. D. Optimo Princ.



(Obrigkeit und Volk Siebenbürgens dem besten Fürsten.)

Im Abschnitte steht:

Adventus Aug. MDCCLXXIII.

(Die Ankunft des Kaisers im Jahre 1773.)

### III. Säule.

Von da kommt man zur linken Seite rückwärts wieder zur ersten in die Augen fallenden Medaille. Sie stellt den Kaiser in römischer Kleidung zu Pferd vor. Er wird von einer weiblichen Figur, dem Sinnbilde der Freygebigkeit begleitet, welche aus einem Füllhorne Geld schüttert. Vor ihm kniet das Großfürstenthum Siebenbürgen, durch eine mit einer Thurmkrone geschmückte Frau vorgestellt, welche die rechte Hand dem Kaiser reicht, mit der linken aber auf das siebenbürgische Wappen sich stützt.

### Felicitas Daciae.

(Die Beglückung Siebenbürgens.)

Im Abschnitte steht:

Profectio Aug. MDCCLXXIII.

(Die Reise des Kaisers 1773.)

Die zweyte ist bey Gelegenheit der neuen Organisation Galiziens und Lodomeriens geprägt worden. Auf ihrer rechten Seite steht man eine männliche Figur im antiken Kostüme, welche mit ihrer Linken die Urkunde hält, und ihre Rechte der weiblichen Figur, welche diese zwey Provinzen vorstellt, zum Zeichen des Bundes über einem Kornscheffel reicht. Dieses Sinnbild zeigt an, wie beyde Länder durch die Vereinigung mit Oesterreich aufzulühen werden.

Die Umschrift ist:

**Conventu Ordin. Perpetuo in Galicia et Lod. Con-  
stituto.**

(Das Verhältniß der Stände auf immer festgesetzt in Ga-  
lizien und Lodomerien.)

Im Abschnitte steht die Jahreszahl:

**MDCCLXXXII.**

(1782.)

Die dritte stellt einen Altar vor, auf welchem eine mit Lorbeern umwundene Leyer steht. An der Vorderseite desselben ist das galizische Wappen angebracht. Unter dem Altare zur Seite links ist eine Nachteule, das Sinnbild des Nachtwachens.

Die Umschrift erklärt die Darstellung:

**Optimarum Art. Ludis in Galicia Constitut.**

(Errichtung der Schulen für Künste und Wissenschaften in  
Galizien.)

Im Abschnitte steht:

**Acad. Leop. MDCCLXXXIII.**

(Errichtung der hohen Schule in Lemberg 1784.)

Die vierte deutet auf die Errichtung des Armen-  
Instituts hin. Auf derselben sieht man die zwey Gesetzta-  
feln Gottes in Wolken mit der Umschrift:

**Dilige Deum super Omn. Prox. ut et ipsum.**

(Liebe Gott über alles, und den Nächsten wie dich selbst.)

Unten steht:

**Pauperum Institut. Vindob MDCCLXXXIV.**

(Das Armen-Institut errichtet zu Wien 1784.)

V. Schule.

Auf der ersten Medaille der vierten Säule reichen sich zwey aus den Wolken hervorragende Arme die Hände über dem Erdballe.

Die Umschrift

**Concordia Religionum.**

(Toleranz)

deutet an, daß Joseph allen Religionsparteyen freye Ausübung ihrer Religion gestattet hat.

Die zweyte Medaille, dem k. k. Bibliotheksgebäude gegenüber, wurde auf die Errichtung der Josephinischen chirurgischen Militär-Akademie in der Währingergasse geprägt. Sie stellt die Hauptseite des Akademie-Gebäudes vor mit der Umschrift:

**Curandis Militum morbis et Vulneribus.**

(Zur Heilung der Kranken und verwundeten Krieger.)

Im Abschnitte steht:

**Academia Medico Chirurgica instituta Viennae  
MDCCLXXXV.**

(Errichtung der medicinisch-chirurgischen Akademie.)

(Zu Wien im Jahre 1785.)

Die dritte weist auf die Vereinigung der Akademien der bildenden Künste hin. Rechts steht auf derselben Minervens Tempel, zu welchem der Genius der Kunst die kleine Jugend führt.

Ihre Umschrift ist:

Ingenio et Industria.

(Durch Talent und Fleiß.)

Im Abschnitte steht:

Academia Vien. Novis Institutis aucta.  
MDCCLXXXVI.

(Die Akademie zu Wien durch neue Einrichtungen erweitert. 1786.)

Die vierte endlich deutet auf die Errichtung des Taubstummen-Institutes hin, jener wohlthätigen Anstalt, durch welche Joseph den Taubstummen ihr Unglück erträglich, und sie selbst zu nützlichen Bürgern des Staats machte. Sie stellt den Lehrer dieses Instituts mit zwey Taubstummen dar, von welchen dem einen, welcher die Tafel mit der den Buchstaben A bezeichnenden Gebärde hält, die Binde von dem Munde schon genommen ist.

Ihre Umschrift lautet:

Surdi Mutique Sollicitudine Munificentia Principis  
Societati Sibique Utiles Redditi.

(Durch die Sorgfalt und Freygebigkeit des Fürsten wurden die Taubstummen der menschlichen Gesellschaft und sich nützlich gemacht.)

So stellen diese sechszehn Medaillen kurz die erhabenen Thaten des großen Joseph für sein Volk dar. Jede derselben ist mit einem Lorberkranze aus Bronze umgeben.

Das ganze Monument hat eine 21 Schuh tiefe massive Grundfeste, welche eine Last von zwölf bis dreyzehn tausend Zentner trägt, wovon man vier hundert Zentner auf die Hauptgruppe, das Uebrige auf das Piedestal rechnen kann. Es ist von achtzehn durch Ketten aus Bronze

mit einander verbundenen Barrier-Steinen aus Granit umgeben, und wird durch Schildwachen gegen jede Beschädigung muthwilliger Menschen gesichert.

---

### Denkmahl Kaisers Franz I.

Das Andenken seines Großvaters, Franz des Ersten, römischen Kaisers, hat unser erhabner Monarch durch ein Denkmahl verherrlicht. Er ließ Höchstdemselben eine Statue in dem ehemahligen so genannten Paradeis- oder Kaisergärtchen auf der Bastey errichten. Als bey Anlegung des Volksgartens und des gegenüberliegenden Kaisergartens das Paradeisgärtchen abgegraben wurde, ist diese Statue in den großen Kaisergarten übersezt worden, wo sie noch pranget. Sie ist aus weichen, bleyfarbigen Metall verfertigt, stellt den römischen Kaiser Franz den Ersten zu Pferde in Lebensgröße und in spanischer Mantelkleidung dar. Die Figur sieht dem längst verstorbenen Kaiser sehr ähnlich.

Ein Künstler, Namens Moll, Zeitgenosse dieses Monarchen hat die Statue verfertigt, und dessen Erben kaufte sie unser Monarch ab, und ließ sie aufstellen.

---

### Denkmahl eines verdienten Kriegers.

Wie sehr unser große Monarch das Verdienst ausgezeichnete Feldherren ehrt, beweisen die zwey Monumente, welche Allerhöchstderselbe dem General-Quartiermeister Heinrich von Schmid hat sezen lassen, der im Herbst 1805 in dem Gefechte bey Dürnschein, unweit Krems den Heldentod fürs Vaterland starb.

Nach der unglücklichen Schlacht bey Ulm drangen

die Franzosen Anfangs November 1805 auf dem rechten Ufer der Donau gegen Wien vor, und eine feindliche Heeresabtheilung ging bey Krems über die Donau, um auch auf dieser Seite gegen die Kaiserstadt zu ziehen. Russische Hülfsvölker, denen Heinrich von Schmid als General-Quartiermeister beygegeben war, stellten sich den Feinden tapfer entgegen, nahmen sie durch einen klug berechneten Marsch durch das Gebirg bey Dürnstein in den Rücken, und warfen sie über die Donau zurück. Im hitzigen Gefecht fiel der General Schmid.

Ein Denkmahl wurde dem Helden im Jänner 1809 in dem Hofe des Ingenieur- und Kadeten-Hauses auf der Paimgrube aufgestellt. Das zweyte befindet sich in Krems in der Nähe des Platzes, auf welchem der Tapfere für Oesterreich fiel.

---

D i e

Herkules = Bäder bey Mehadia.

Unter den vielen Naturschätzen des österreichischen Kaiserstaates verdienen die weniger gekannten Herkules = Bäder bey Mehadia, sowohl ihres hohen Alterthums, als ihrer besondern Heilkräfte wegen von meinen jungen Lesern näher gekannt zu werden.

Sie liegen in Ungarn an der östlichen Gränze des Banats, im Bezirke des Wallachisch = Illyrischen Gränz-Regiments, ungefähr 20 Meilen von Temeswar, 2 Meilen von Drisowa, und eine halbe Meile vom Gränzorte Mehadia, von dem sie den Nahmen erhalten haben, in einem engen, von hohen und waldigen Bergen umschlossenen Thale, welches von dem Eserna = Fluß durchströmt wird.

### Hohes Alter derselben.

Schon die alten Römer kannten und benützten diese heilsamen Bäder, und man findet dort noch Altäre und Denkmähler, welche die Kaiser Antonin der Fromme um das Jahr 169 nach Christi Geburt, Severus, um das Jahr 193, Karakalla im J. 200, Markus Aurelius im J. 218, dessen Mutter *F a u s t i n a*, und mehrere römische Konsuln, Senatoren, Feldherrn und Legaten erbauet haben.

Da der römische Staat zu Grunde ging, und die Römer aus diesen Gegenden (damahls *D a c i e n* genannt) von verschiedenen barbarischen Völkern vertrieben worden waren, wurden auch diese Bäder gänzlich zerstört. Erst im Jahre 1735 fing man an, sie aus den Ruinen hervorzufuchen, und sie so einzurichten, daß sie allgemein benützt werden können.

### Einrichtung derselben.

Die *Herkules* Bäder bestehen aus sechs an dem rechten, und zwey an dem linken Ufer der *Cserna* liegenden warmen Quellen, welche aus einem Berge an der rechten Seite der *Cserna* ihren gemeinschaftlichen Ursprung zu haben scheinen. Ihr warmes Wasser führt Schwefel, Küchensalz, Kalkerde und Eisen mit sich.

Sämmtliche Bäder sind so heiß, daß niemand darin über 10 bis 15 Minuten ausdauern kann. Eines der Bäder, das *Näuberbad*, enthält bey trockner Witterung im Sommer eine solche Hitze, daß selbst die rohen Walsachen, welche bis zum Erstaunen in den wärmsten Bädern verweilen, in diesem nicht zwey Minuten aushalten können. Da sie diesem Bade aber besondere Heilkräfte zuschreiben, so wollen sie dasselbe doch brauchen, und hü

pfen gar possierlich wie Frösche bald in das Bad hinein, bald wieder heraus.

Die Quellen sind in ordentliche, geräumige Behälter (Bassins) eingefast, eingedeckt, und zum Theil mit besondern Badkammern versehen, welche von Jahr zu Jahr wegen der größern Zahl der Badegäste vermehret werden. Die heilsamen Wirkungen der *Herules-Bäder* zeigen sich besonders bey Hautauschlägen, bey hartnäckigen Geschwüren, bey Lähmungen, bey der Gicht, bey Geschwulsten, bey geschwächten Nerven und in vielen andern Krankheiten. Diese Bäder werden häufig von den Wallachen und Syrern und von reichen Fremden aus *Tassy*, *Bukarest* und aus allen benachbarten Provinzen besucht. Der Zusammenfluß der Badegäste war in den letzten Jahren so groß, daß damit nicht nur alle Wohnungen übermäßig besetzt, sondern alle Kammern, Böden und Gemächer von Fremden vollgestopft waren. Viele mußten selbst in ihren Wagen und die Mittellosen unter freyem Himmel übernachten.

Tausend Kranke und Leidende werden jährlich dorthin gebracht, finden Heilung, und kehren gesund zurück. Das Vertrauen auf die Heilsamkeit dieser Bäder ist so groß, daß es an Aberglauben gränzt.

Um Unterkunft den sich immer vermehrenden Badegästen zu verschaffen, ist ein großes Wohngebäude mit 27 geräumigen und mit allen Bequemlichkeiten versehenen Gastzimmern errichtet worden. An diesem ist ein Gebäude mit vier Wohnungen für kranke Offiziere, ein Kaffeh-Haus, zwey geräumige Gebäude für Badediener, und für ärmere Menschen, welche das Bad gebrauchen.

Neue Anstalten zur Aufnahme der Badegäste.

Unser allergnädigster Monarch, väterlich für alles besorgt, was das Wohl seiner Unterthanen betrifft, befaßt



alle noch abgängigen Gebäude für eine noch größere Zahl der Badegäste in möglichster Kürze herzustellen, und alle Anstalten zu einer bequemen Aufnahme derselben zu treffen. Es ist ein Gebäude von 60 Zimmern für Badegäste hergestellt worden. Man sieht täglich neue Wohnzimmer entstehen, und man sucht den Fremden den Aufenthalt in diesen Bädern recht angenehm zu machen.

Schon sind statt der hölzernen Hütten neue und bequeme Wohngebäude errichtet, jähe Felsenwege, über welche man nicht ohne Lebensgefahr zum Bade kommen konnte, sind durch Sprengung großer Felsenmassen in ebene schöne Wege umgeschaffen, und ein Badearzt, um den Kranken bey unvorhergesehenen Zufällen schleunige Hülfe zu leisten, ist dort angestellt.

So sucht unser gütigster Landesvater, *F r a n z*, der Erste, die Schätze der Natur, an denen unser Kaiserstaat so reich ist, Allen, auch dem Aermsten seiner Unterthanen recht genießbar zu machen. Von Jahr zu Jahr werden immer mehrere leidende Menschen in den heilsamen *Herkules*-Bädern Linderung ihrer Leiden, und gänzliche Genesung finden können. Wohl dem Staate, der so väterlich regieret wird!

---

### Echter Bürgersinn.

Die Stadt *Pressburg* in *Ungarn* wurde im Feldzuge 1809 von den *Franzosen* barbarisch und zwecklos vom linken Ufer der *Donau* aus beschossen, so daß ein großer Theil der Stadt abbrannte, und die Einwohner, da das Bombardement mehrere Tage dauerte, kaum in den Kellern und unterirdischen Gemächern Schutz finden konnten. Es war ein Brückenkopf angelegt, welcher dem Feinde den Uebergang über die *Donau* verwehrte.

Hier zeigten die braven Einwohner Biederfinn, Treue und Patriotismus. Mit ruhiger Ergebenheit sahen sie ihre Habe in Rauch aufgehen, sie freuten sich des tapfern Widerstandes, welche die Besatzung den Feinden leistete; sie munterten die Tapfern auf, den Bückenkopf auf das äußerste zu vertheidigen, und theilten gutmüthig die Lebensmittel, welche sie aus dem Brande retten konnten.

Ein Bürger sah gelassen dem Brande seines Hauses zu: „Besser, du brennst nieder,“ rief er aus, „als daß ein Feind darin wohne.“

Nach geschlossenem Frieden wollte man zur Verewigung dieser erprobten Bürgertugend ein Denkmahl setzen. Ach! uns kein Denkmahl, hörte man Mehrere sprechen; wir thaten nur unsere Pflicht; aber den armen Bewohnern von E n g e r a u, die Alles verloren haben, ihre Häuser wieder aufbauen, das wird unser schönstes Monument seyn!

Wessen Herz erhebt sich nicht bey der Aeußerung eines solchen Bürgerfinnes?

---

### Einige Gebräuche der Hindus.

Die Hindus wohnen in Asien, dießseits des Ganges und machen einen uralten und sehr ausgebreiteten Volksstamm aus. Hindostan, das unermessliche Land, welches sie bewohnen, ist so fruchtbar an Naturprodukten und so reich an allen Mineralien, an Diamanten und Perlen, daß es wie ein Wunderland erscheint. Der Fluß Ganges, dessen Wasser dem Hindu heilig ist, durchströmt daselbe. Die Hindus beten den Gott Brahma an; auch Kühe und Ochsen werden von ihnen göttlich verehrt. Die Hindus sind gutmüthig, fast leidenschaftlos, geduldig, fried-

lich. Sie essen kein Fleisch, nur die Kriegs-Kaste darf Fleisch genießen, aber kein Hindsfleisch.

Die Hindus essen nach der Sitte aller morgenländischen Völker nie zu Mittage. Ehe sie des Morgens auf die Arbeit gehen, nehmen sie gewöhnlich erst ihren *Kagni* zu sich; dieß ist ein Getränk, das aus Wasser besteht, worin man Reis so lange kochen läßt, bis dessen mehrlartige, nahrhafte und kühlende Theile darin zurückbleiben. Nach dem Genuße dieses Frühstücks gehen sie an ihre Arbeit, und setzen sie bis gegen Abend ununterbrochen fort.

Eine Stunde nachher, bisweilen wohl auch etwas später essen sie ihr Abendbrot, legen sich mit Sonnenuntergang schlafen, und stehen mit Tagesanbruch wieder auf. Tag und Nacht sind in Ost-Indien einander fast immer gleich; daher weichen sie selten oder nie von dieser Einrichtung ab.

Mann und Frau essen nie zusammen; dieß halten sie für unanständig, und glauben, es setze sich der Mann dadurch herab, wenn er mit seiner Frau speisete. Die Mahlzeiten dauern daher nicht lange. Bey Tische bedienen sie sich bloß der rechten Hand; denn die linke, mit der sie andere, auch schmutzige Verrichtungen, z. B. das Waschen der Füße, thun, halten sie für unrein.

Den Reis, der ihre Hauptnahrung ausmacht, richten sie auf einem breiten Ananas-Blatte an, das die Stelle der Schüssel vertritt; dicht daneben stellt man die Brühe hin, die aus Pfeffer, Kardomomen, Obst und Kräutern besteht. Haben sie keinen Löffel, so nehmen sie statt dessen ein zusammen gerolltes Mava-Blatt. Haben sie abgeessen, so werfen sie Schüssel und Löffel weg, weil es dergleichen Blätter überall gibt.

Haben die Männer abgeessen, so kommt die Reihe an die Weiber, und sind diese gesättiget, so begeben sie sich insgesammt nach einem Flusse oder Teiche, wo sie sich waschen, und ihre Gebethe verrichten.

### Begrüßung.

Alle Völker Indostans sind in vier Geschlechter (Kasten) eingetheilt, und eine Kaste hält sich immer für vornehmer als die andere. Die erste und vornehmste Kaste ist die der Bramen oder Bramanen. Sie bilden den Lehrstand, sind unverleßlich, und tragen eine ausgezeichnete Kleidung. Der Auswurf aller Kasten sind die Pariaß. Sie sind unehrlich, verrichten die schmutzigsten Arbeiten, essen unreine Speisen, selbst gefallenes Vieh, dürfen die oberen Kasten nicht berühren, nicht in die Tempel und auf die Märkte kommen, nicht aus den gewöhnlichen Brunnen Wasser hohlen. Von diesen Pariaß sollen unsere Zigeuner abstammen, und sie haben in Sitten, Lebensart und Sprache Vieles mit ihnen gemein. Wenn nun Leute von den niedrigen Kasten mit einem Vornehmen reden, so grüßen sie ihn auf folgende Art: sie falten die Hände, heben sie über den Kopf empor, lassen sie wieder sinken, drehen die Finger an beyden Händen drey-mahl auswärts und heben die gefalteten Hände noch einmahl in die Höhe; dann legen sie die Linke auf die Brust, die Rechte auf den Mund, und erwarten in dieser Stellung Erlaubniß zum Sprechen.

Will ein Schüler mit seinem Lehrer reden, so muß er sich vorher der Länge nach vor ihm niederwerfen. Nie darf sich der Schüler in Gegenwart des Lehrers setzen. So hoch werden Jene geachtet, von denen man Unterricht und Lehre zu erhalten wünscht!

---

### Seltamer Wahnsinn.

Isaak Heinrich Stiphont war zu Harleim in England im Jahre 1645 geboren. Seine Mutter war oft verrückt, und er hatte auch eine Schwester, die bisweilen

wahnsinnig wurde. Auch *Stiphont* war schon als Knabe schwermüthig, machte öfters tolle Streiche, und seine oft sehr seltsamen Reden und Handlungen ließen vermuthen, daß er eben so verrückt werden würde, als seine Mutter, besonders da Geistesverwirrung sich leicht von den Aeltern auf die Kinder forterbt.

Indessen lernte *Stiphont* doch ein Handwerk, verheirathete sich im zwanzigsten Jahre, und ob er gleich bisweilen wie ein Verrückter redete und handelte, so trieb er doch sein Handwerk fleißig, daß er sich den nöthigen Lebensunterhalt verdiente.

Im Winter des Jahres 1684 gerieth er mit seinem Schwager in Streit, und schlug denselben so gewaltig, daß er ihm ein Bein zerbrach. Die Neue über diese That, und die Furcht, vor Gericht abgestraft zu werden, wirkte so sehr auf ihn, daß er ganz wahnsinnig wurde. Man mußte ihn ins Tollhaus bringen.

### L a n g e s F a s t e n.

Nach sechs oder sieben Monathen bildete er sich in seiner Geistesverwirrung ein, und er war davon auf keine Weise abzubringen, daß er der Herr Jesus Christus in der Wüste sey, darum wollte er auch 40 Tage und Nächte fasten. Und diesen Vorsatz führte er auch wirklich aus. Am 6. Dezember 1684 fing er an zu fasten, und hungerte bis zum 15. Jänner 1685. Nur Tabak rauchte er wie gewöhnlich, und trank etwas Wasser, doch das Letztere mehr um sich den Mund auszuspülen, als um zu trinken. Uebrigens nahm er durchaus weder Speise noch Trank zu sich, und litt auch nicht, daß man ihm etwas Fleischbrühe oder Branntwein in das Wasser mischte, denn er merkte es augenblicklich, und schländerte den Becher mit Abscheu von sich weg.

Vergebens bath man ihn, etwas Speise zu sich zu

nehmen; weder gute Worte noch Drohungen konnten ihn zum Essen bewegen. Man fürchtete, daß er seine Halsstarrigkeit mit dem Leben würde büßen. Die Aerzte, welche kein Mittel unversucht ließen, um ihn von dieser Narrheit zu befreien, sandeten einen als Engel gekleideten Jüngling zu ihm, der im Nahmen Gottes ihm befehlen sollte, Speise zu nehmen. Es half auch dieses Mittel nichts, er beharrte darauf, es sey der Wille des himmlischen Vaters, daß er fasten solle. Man untersuchte seine Kleider auf das genaueste, so wie jeden Winkel des Kämmerchens, in welchem er eingesperrt war, aber nie entdeckte man versteckte Nahrungsmittel. Auch war es unmöglich, daß ihm etwa in der Nacht Jemand etwas zustecken konnte. Es war also kein Betrug dahinter; auch hörte jede Ausleerung schon in den ersten Tagen bey ihm auf. Und doch befand er sich während der 40 Tage seiner Fasten immer ziemlich wohl, und schien am Ende fast nichts weder von seiner Wohlbeleibtheit, noch von seinen Kräften verloren zu haben.

### Er nimmt Speise zu sich.

Als die 40 Tage vorüber waren, forderte er zu essen. Man fürchtete, sein Magen, welcher der Nahrung so lange entwöhnt war, werde nicht mehr verdauen. Man wollte ihm zuvor Arzney geben, um die zusammengeschrumpften Eingeweide wieder zu öffnen; allein er nahm sie durchaus nicht, sondern versicherte, der himmlische Vater habe ihm befohlen, zuerst eine Wasser-suppe mit Mehl von türkischem Korn zu essen, (eine Gattung Suppe, die man, wenn sie kalt geworden ist, in Stücke schneiden kann.) Seine Frau mußte die Suppe bereiten. Es geschah.

Man führte ihn in ein anderes Zimmer, wo viele Zuschauer sich versammelt hatten. Er sprach ein langes und verrücktes Gebeth, dann aß und trank er mit vielem Appetit. Aus Furcht, er möchte sich schaden, nahm man ihm

die Schlüssel weg. Darüber ward er sehr böse, machte viel tolles Zeug, und gab endlich nach.

Indessen aß er an diesem Tage noch ein Mahl. Es währte einige Zeit, ehe er gut verdaute, und die gewöhnlichen Absonderungen seines Körpers wieder in Ordnung kamen; allein es geschah doch endlich, nur seine Geistesverwirrung blieb unheilbar.

Diese Geschichte machte großen Lärm. Die Abergläubigen hielten dieses lange Fasten schlechterdings für ein Wunder. Die Vernünftigen aber erklärten sich das Wunder bald. Wenn auch gewöhnliche Menschen kaum 14 Tage hungern können, ohne sich dem augenscheinlichen Tode auszusetzen, so verhält es sich doch ganz anders bey Wahnsinnigen. Man hat Beyspiele, sagten sie, daß Wahnsinnige die heftigste Kälte ertragen haben, in der jeder andere erfroren wäre. Kann der Wahnsinn gegen Kälte unempfindlich machen, warum nicht auch gegen Hunger? Zudem nahm der Wundermann doch etwas Wasser. Der Tabak kann zum langen Fasten auch viel beygetragen und den Reiz des Magens abgestumpft haben. Die Wilden in Kanada sollen bey Hungersnoth sich oft Wochen lang bloß durch Wasser und Tabak erhalten.

So schreyen abergläubige Leute bey außerordentlichen Erscheinungen, deren Ursachen sie sich nicht erklären können, gleich Wunder: der Vernünftige spürt den Ursachen, welche solche Wirkungen hervorbringen, nach, und ergründet die Kräfte der wunderreichen Natur.

---

### Größe und Gewicht der Wolken.

Die Größe der Wolken ist bekanntlich sehr verschieden; es gibt kleine, die wie Flocken erscheinen, und große, die ganze Gegenden bedecken. Man hat es unternommen, die Wolken auszumessen; freylich kann man von einer sol-

hen Bestimmung eben nicht viel Genauigkeit erwarten; aber doch läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß einige eine Länge von mehr als einer Meile und eine Dicke von einigen hundert bis tausend Schuhen haben. Uns erscheinen sie freylich durch ihre große Entfernung viel kleiner.

### Die Dicke einer Wolke

Kann man am besten bemerken, wenn man hohe Berge ersteigt. Man sieht sie oft über sich am Berge hängen; wenn man höher hinan steigt, so kommt man in einen dicken Nebel, welcher nichts anders als die Wolke selbst ist. Nachdem man eine Zeitlang durch diesen Nebel fortgestiegen ist, sieht man wieder den hellen Himmel über, und die Wolke unter sich. Meine jungen Leser mögen einmahl so einen Spaziergang auf den Kahlenberg versuchen, wenn er in Wolken eingehüllt ist, so werden sie leicht auf die Dicke derselben schließen können.

Man kann daraus einen Ueberschlag machen, wie groß

### d a s G e w i c h t

einer Wolke von einer gewissen angenommenen Größe seyn müsse. Gesezt eine Wolke sey 6000 Fuß lang, und auch 6000 Fuß breit, und 1000 Fuß dick, so enthält sie 36,000,000,000 Kubik-Fuß. Man rechnet jeden Kubik-Fuß Luft zu 2 Loth Schwere, also wiegete die Luftmasse, welche den Raum der Wolke ausfüllt, 72,000,000,000 Lothe, oder mit 32 dividirt 2,250,000,000 Pfunde. Gesezt, daß die Dünste, welche eigentlich den Körper der Wolke ausmachen, nur den tausendsten Theil dieses Gewichtes betragen, (welches wohl nur eine sehr dünne Wolke geben würde,) so ist, doch das Gewicht der Dünste 2,250,000 Pfund.

Der Physiker Muschenb r ö k nimmt das Gewicht der Dünste für den zehnten Theil des Gewichtes der Luft-



masse an, welche so groß ist, als die Wolke, und berechnet daraus das Gewicht einer Wolke von obiger Größe auf 325,182,290 Pfund.

Auch läßt sich das Gewicht einer Wolke aus der Menge des gefallenen Regens schätzen. Gesezt der Hof eines Gebäudes sey 40 Fuß lang und eben so breit, seine Fläche also 1600 Quadrat = Fuß, oder mit 144 multipliziert, 230400 Quadrat = Zolle, oder noch einmahl mit 144 multipliziert, 331,727,600 Quadrat = Linien. Nun hat man aus Versuchen mit Gefäßen gefunden, daß in einem Tage 21  $\frac{1}{4}$  Linien hoch Regen gefallen sey; dieses gibt eine Wassermenge von 705,024,000 Kubik = Linien, oder nach dem Dezimal = Maße 408,000,000 Kubik = Linien oder 408 Kubik = Fuß Wasser. Wenn man den Kubik = Fuß Wasser nur zu 64 Pfund rechnet, so macht dieß eine Last von 26,112 Pfund Wasser, welches den Tag über aus einer Wolke fiel, die über diesem Hofe stand. Doch ist es nicht sicher, ob dieses Wasser gleich Anfangs in der Wolke gewesen sey.

---

### Höhe und Entfernung der Wolken.

Die Höhe der Wolken kann man nicht genau bestimmen, außer bey denen, welche man bey Ersteigung der Berge wirklich erreicht. Schon aus dem bloßen Anblick erhellet, daß sie in sehr verschiedenen Entfernungen von der Erdoberfläche schwimmen. Die schweren Gewitterwolken hängen sehr niedrig: selbst auf mäßig hohen Bergen sieht man zuweilen Gewitter unter seinen Füßen, und kann daraus schließen, daß die Gewitterwolken sich der Erde bis auf ein oder ein Paar tausend Fuß nähern.

Die weißen, lichten, flockigen Wolken, welche man in der Sprache des gemeinen Lebens Lämmerwolken nennt, schweben dagegen in einer unerreichbaren Höhe.

Der Naturkundiger, *Saussure*, der die größten bekannten Berge der alten Welt erstieg, sah sie auf den höchsten Gipfeln noch immer so hoch über seinem Scheitel, wie wenn er ihnen um nichts Merkliches näher gekommen wäre, als auf dem flachen Lande. Auch schwerere Wolken müssen sich noch über die Gipfel der höchsten Gebirge erheben, da aus ihnen Schnee auf diese herabfällt. *Bouguer* beobachtete in Süd-Amerika Wolken, die noch zum wenigsten 800 Klafter oder 4800 Fuß über dem Gipfel des *Chimborasso* standen, der doch schon über 19000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist.

Obwohl alle Messungen der Entfernung der Wolken nicht als ganz richtig und genau angenommen werden können, so läßt sich doch mit Gewißheit bestimmen, daß die Höhe der höchsten Wolken nicht über eine Meile sey.

Ein Mittel, die Höhe einer senkrecht über dem Orte der Beobachtung stehenden Gewitterwolke zu finden, ist die Zwischenzeit zwischen Blitz und Donner. Man kann wegen der erstaunlich großen Geschwindigkeit, mit welcher sich das Licht fortpflanzt, ohne allen Fehler annehmen, daß man den Blitz in demselben Augenblicke sieht, wo derselbe in der Wolke entstand. Der Schall aber braucht eine Zeit-Sekunde, um sich durch 1000 bis 1200 Fuß fortzupflanzen. Gesetzt also, es verfließen zwischen Blitz und Knall 5 Sekunden Zeit, so ist zu schließen, daß die Wolke, aus der es bligte, 6000 Fuß vom Orte der Beobachtung entfernt war.

---

### Beherzenswerthe Erfahrungssätze.

Durch Leiden geht der Mensch zur Freude, durch Anstrengung zur Kenntniß, durch Selbstbeherrschung zur Tugend, durch den Tod zum Leben.

Nicht der, der mit Geschenken dem Dürftigen hilft,  
nur der ist sein wahrer Wohlthäter, der ihn in die Lage  
setzt, sich selbst zu helfen.

Geld wirft keinen Nachruhm ab, es trägt nur Zinsen,  
so lange man lebt. Verstand trägt Zinsen bis ans Ende der  
Welt, die Tugend jenseits des Grabes.

---

### Die Herren Wahr und Lug.

Wahr ist ein deutscher Mann, voll Redlichkeit;  
Lug täuscht und läbelt immerfort.  
Wahr's bloßes Wort gilt uns für einen Eid,  
Lug's Eidschwur für ein bloßes Wort.

---

### G n o m e n.

Sey mild und streng. Wohl alle fehlen wir.  
Vergib stets andern, niemahls dir.

Was du verbergen mußt, das ist nicht recht gethan,  
Damit fängt allemahl die erste Sünde an.

Was du am liebsten hast, das lerne zu entbehren.  
Was man nicht haben kann, das muß man nicht be-  
gehren.

Es ist nicht klug, dem Fremden schnell vertrauen,  
Doch schlimmer ist's, gar nichts auf Andre bauen.

Erfahrung machet klug: wer sie nicht selbst gemacht,  
Der gebe stets, was Andern widerfähret, Acht.

## Tapfere österreichische Krieger.

1.

### Der Gemeine Joseph Rado.

In dem Gefechte bey Takatschi in Ungarn am 18. Junius 1809 stürzte der Rittmeister Olgyai vom Preßburger-Insurrektions-Kavallerie-Regimente, durch einen feindlichen Offizier verwundet, mit dem Pferde.

Eben führte der Feind einen tödtlichen Hieb auf ihn, als der Gemeine Joseph Rado, der die Gefahr des Rittmeisters sah, herbey sprengte, sich mit der Pistole in der Hand auf den feindlichen Offizier stürzte, dieselbe losdrückte, und da sie ihm versagte, mit seltener Geistesgegenwart sie ihm so gewaltig auf den Kopf warf, daß er vom Pferde fiel, wodurch der Rittmeister Olgyai Zeit gewann, sich zu retten.

2.

### Der Korporal Stephan Barath.

Am 14. Junius 1809 wurde der Eskadrons-Kommandant vom Weßprimer-Insurrektions-Kavallerie-Regimente, Graf Karl v. Zichy, bey Raab von seiner Eskadron im Gefechte getrennt, und von dem Feinde umrungen.

Der Korporal Stephan Barath konnte seinen geliebten Kommandanten nicht dem Tode oder der Gefangenschaft preis gegeben sehen. Er warf sich mit seltener Unerstrockenheit auf die Feinde, hieb ein, machte eine Oeffnung, und schaffte dadurch dem Eskadrons-Kommandanten Gelegenheit, mittelst eines Sprunges über einen großen Graben, sich aus der Gefahr zu retten. Die sil-

berne Tapferkeits-Medaille ward dem wackern Korporal zum Lohne.

3.

### Der Gemeine Stephan Fodor.

An eben diesem Tage sah der Gemeine Stephan Fodor, als erstgenanntes Regiment in ein sehr hitziges Gefecht verwickelt war, einen seiner Kameraden von den Feinden in die Gefangenschaft fortschleppen. Mit seltener Tapferkeit, ohne die Zahl der Feinde zu achten, fiel er über sie her, und entriß ihnen den Gefangenen.

Aber in demselben Augenblicke sammelten sich die feindlichen Jäger zu Pferd, drückten ihre Gewehre auf ihn los, daß dreyzehn Kugeln ihn trafen, und sein Pferd todt niederstürzte. Dann fielen die Feinde über ihn her, versetzten ihm noch eils Säbelhiebe, und nahmen ihn mit diesen vier und zwanzig Wunden gefangen.

Nach dem Frieden kam er dann als Krüppel in seine Heimath zurück, und weist noch seine Narben zum Beweise, daß er mit Aufopferung seines Lebens und Blutes für das Vaterland gefochten und einen Kameraden gerettet hat.

4.

### Der Korporal Johann Benkowitz.

Der Ober-Lieutenant vom Regimente Kaiser Husaren, Heinrich Graf von Kastiglione hatte in einem Gefechte am 16. Julius 1812 das Unglück, daß sein Pferd stürzte, worauf er von den russischen Uhlanen umringt wurde, und in der großen Gefahr war, getödtet oder gefangen zu werden.

Der Korporal Johann Benkowitz hatte schon im tapfern Gefechte einen Lanzenstich erhalten, als er seinen Ober-Lieutenant fallen sah. Mit einem au-

ßerordentlichen Muthe stürzte er auf die Feinde los, wie ein Löwe drang er in die Schar ein, und hieb ihn heraus.

Für die Rettung seines Ober-Lieutenants wurde dem Tapferen, der schon im Feldzuge 1809 durch seine ausgezeichneten Thaten die silberne Medaille erhalten hatte, die goldene zu Theil.

5.

Die Gemeinen Marton und Kemetty.

Der Rittmeister des nämlichen Regiments von Modray wollte am 18. Julius desselben Jahres einen in Lubecz stehenden Posten russischer Dragoner überfallen, stürzte aber bey dem ersten Angriffe schon, von einer Kugel getroffen, vom Pferde. In gleichem Augenblicke eilten russische Truppen herbey, um den Posten zu unterstützen, und es war nichts wahrscheinlicher, als daß der verwundete Rittmeister mit seiner ganzen Mannschaft gefangen oder getödtet würde.

Da warfen sich die beyden Gemeinen Michael Marton und Paul Kemetty mit größter Entschlossenheit mitten in die Feinde, stürmten auf ihre Anführer los, hieben nieder und verwundeten alles, was ihren gewaltigen Streichen entgegen stand. Ihre Kameraden wurden durch eine so heldenmüthige That zu gleicher Tapferkeit ermuntert, die Feinde wurden in die Flucht geschlagen, und der Rittmeister gerettet. Beyde Husaren hatten schon im Kriege 1809 Belohnungen ihrer Tapferkeit erhalten. Jetzt erhielt Marton die silberne Ehrenmünze, Kemetty aber sechs Dukaten im Golde.

6.

Der Gemeine Johann Szabo.

Der General-Major, Baron Frölich ritt am 21.

August 1812 in Begleitung eines einzigen Husaren, des tapferen Johann Szabo vom Regimente Kaiser, auf die Höhen von Knonszic Gura, um die Stellung der Feinde zu übersehen. Russische Jäger lauerten im Gehölze, und bedroheten das Leben und die Freyheit des Generals.

Szabo sprengte unter sie, ungeachtet ihrer Zahl und ihres Feuers, jagte sie fort, und rettete seinen General. Die silberne Ehrenmünze trägt er nun zum Beweise seiner Entschlossenheit und kühnen That.

7.

### Der Husar Martin Laszlo.

Der Prinz von Hessen-Homburg, Oberst des Husaren-Regimentes gleichen Namens, wurde am 9. October 1812 in dem Gefechte bey Lichosielce, als er mit seinem Regimente eine weit überlegene Kosaken-Schar tapfer angriff, mit einem Lanzenstiche vom Pferde gestossen, zu Boden geworfen, und von den Feinden umringt.

Der Husar Martin Laszlo sah kaum die Gefahr seines Obersten, als er sich mit Säbelhieben einen Weg durch die Feinde zu seinem Anführer bahnte, vom Pferde sprang, dem Prinzen auf dasselbe half, und sich mit dem Säbel in der tapfern Faust so lange zu Fuß gegen die andringenden Kosaken vertheidigte, bis er ein lediges Pferd, welches seinen Reiter verloren erblickte, sich auf dasselbe schwang, an die Seinigen sich anschloß, und nun tapfer den Feind vertreiben half.

Die goldene Medaille wurde seiner seltenen Tapferkeit zum Lohne.

8.

### Der Gemeine Johann Paltso.

In dem Gefechte bey Sedrin am 6. October 1812

wurde dem Gemeinen Johann Paltso sein Pferd unter dem Leibe erstochen. Er wurde gefangen, und bis aufs Hemd von den Kosaken ausgezogen.

Aber wie er von denselben fortgeführt wurde, erblickte er eine auf der Erde liegende Lanze. Er ergriff sie, stieß seinen Führer vom Pferde, und wollte sich eben auf dasselbe schwingen, als ein Schwarm Kosaken auf ihn angesprengt kam, und ihn nöthigte, sich nackt mit seiner Pique in den Wald zu flüchten. Als er den jenseitigen Ausgang des Waldes erreicht hatte, erblickte er einen Kosaken, der einen durch einen Lanzenstich vom Pferde geworfenen Husaren (Johann Fay) gefangen zurück führte.

Muthig griff Paltso den Kosaken an, jagte ihn in die Flucht, befreite seinen Kameraden, und brachte ihn glücklich zur Eskadron zurück. Er erhielt die silberne Tapferkeits-Medaille.

9.

### Der Kadet Zeisberg.

Als das siebente Jäger-Bataillon und eine Eskadron Kienmayer Husaren, welche den Nachtrab der Division des Feld-Marschall-Lieutenants Baron Siegenthal bildeten, am 27. September 1812 von einer mehr als zehnfach überlegenen feindlichen Kavallerie angegriffen wurden, drängte sie der Feind bis an die äußersten Häuser der Vorstadt von Kowel, suchte die Brücke über die Turia vor dem Nachtrabe zu gewinnen, und ihn dadurch von seinem Korps abzuschneiden.

In dieser bedenklichen Lage trug sich der Kadet des siebenten Jäger-Bataillons Karl Zeisberg freiwillig an, den Rand dieser Vorstadt mit einigen Tapfern so lange zu vertheidigen, bis der Nachtrab die Brücke passirt, und dieselbe angezündet hätte.



Doch der Feind ließ sich durch das wirksame Feuer der Jäger nicht abhalten, dem Nachtrabe auf die noch nicht ganz angezündete Brücke zu folgen.

Zeisberg sah sich nun mit seinem kleinen Häufchen auf einmahl abgeschnitten, und von einer großen Menge Kosaken, Kaschiren und Uslanen umringt.

Aber seine Fassung und sein Muth blieben unerschüttert. Er wollte sich nicht gefangen geben, schlug sich mit wenigen Jägern bis an die Brücke durch, und stürzte sich, als er dieselbe vom Feinde besetzt fand, nun ganz allein in den Fluß, in dessen Mitte schon mehrere Kosaken vorgeritten waren, welche mit jenen, die auf der Brücke sich befanden, ein heftiges Feuer auf ihn machten, doch ohne ihn zu treffen.

Glücklich wich er auch den Lanzenstichen der ihn im Wasser verfolgenden Kosaken aus, und schon hatte er beynabe schwimmend das jenseitige Ufer erreicht, als ein tollkühner Kosak ihm auf den Leib kam.

Setzt begann ein sonderbarer Zweykampf. Mitten im Wasser rangen hier ein Kosak und ein Jäger. Zeisberg war schon verwundet; da schlug er dem Kosaken den Kolben seiner Flinte so gewaltig an den Kopf, daß er vom Pferde ins Wasser stürzte.

Eine so heroische That wurde mit der silbernen Tapferkeits-Ehrenmünze belohnt.

---

### Unglücksfall durch Mißverständnis.

Graf D., Oberst-Lieutenant des zehnten Warschaischen Husaren-Regiments kam im Junius 1810 auf der Rückreise von Wien nach Warschau, in Wischau, einem Städtchen in Mähren zwischen Brünn und Olmütz

in später Nacht an. Er wollte augenblicklich weiter reisen, und forderte Postpferde.

Der Postmeister rieth ihm, den Tag zu erwarten, weil die Straßenstrecke von hier nach P r o s n i z neuerdings unsicher geworden sey. Der Graf sagte, er habe keine Furcht vor Räubern, und drang darauf, ihm Pferde anspannen zu lassen.

### Unglückliche Verwechslung.

Da indessen einer seiner Diener, welchen er erst in W i e n aufgenommen hatte, einige Aengstlichkeit verrieth, so befahl er ihm, den Platz in dem Wagen einzunehmen; er aber setzte sich sammt seinem zweyten Diener, einem Amerikaner, beyde mit scharf geladenen Pistolen bewaffnet, auf den Dock, und — so fuhren sie ab.

Als sie nahe an P r o b l i z gekommen waren, bemerkte der Amerikaner Jemanden hinter dem Wagen, und sagte es dem Grafen. Dieser bog sich nun ebenfalls zurück, sah wirklich einen Menschen, der dem schnellfahrenden Wagen nachrannte, und rief ihm zu, zurückzubleiben, oder er würde Feuer auf ihn geben.

Der Unbekannte aber gab nicht nur keine Antwort, sondern lief vielmehr dem Wagen in desto größerer Eile nach, und kam sogar bis an den Schlag desselben. Jetzt drückte der Graf, der in dem Nacheilenden einen Räuber vermuthete, die Pistole los, der Unbekannte stürzte nieder, und Graf D. in der Vermuthung, es möchten noch mehrere Räuber in der Gegend umher verborgen seyn, befahl dem Postknechte mit größter Eynelligkeit zu fahren.

### Der Tode wird gefunden.

Bald nach diesem Vorfalle sah der Graf in den Wagen hinein, und vermiste in demselben seinen Diener.

Er meinte, er möchte vielleicht zurückgelieben seyn,

stieg ab, rief denselben, ging zurück, fand die Leiche des vermeintlichen Räubers, betrachtete sie aber nicht näher, kehrte wieder um, in der Voraussetzung, der fehlende Diener sey vorausgegangen, fuhr weiter nach Proßnitz und erzählte da dem Postmeister, was ihm auf der Straße begegnet sey, und bath ihn, Leute auszusenden, welche den Leichnam dem nächsten Gerichte übergeben, und seinen Diener auffuchen sollten.

Indessen war der Leichnam des Erschossenen bereits auf der Straße gefunden, und nach Pröblich gebracht worden, von wo aus man denselben gleich nach Proßnitz führte.

Graf D. ließ sich denselben zeigen, und — fand in dem Unglücklichen — seinen eigenen Diener. Dieser war vermuthlich, als Graf D. mit dem Amerikaner auf dem Bocke etwas schlummerte, bey der Anhöhe hinter Pröblich, entweder um den Wagen zu erleichtern, oder um irgend eines Bedürfnisses willen abgestiegen, hatte sich etwas verspätet, und den Wagen, der auf der Ebene schneller fuhr, im schnellen Laufe einzuhohlen gesucht. Der Graf, der nach des Postmeisters Erzählung nur Räuber ahnete, sah ihn für so einen an, und tödtete ihn unglücklicher Weise.

Man sieht aus dieser traurigen Geschichte, wie sehr Erzählungen von furchtbaren Begebenheiten die Phantasie erhitzen, so daß auch die muthvollsten Menschen, die in Schlachten Kaltblütigkeit zeigten, besonders bey der Nacht Gefahren sehen, wo keine sind. Denn nur die gespannte Phantasie des Grafen konnte an dem Bedienten einen Räuber sehen, und ihn verleiten so voreilig und ohne Ueberlegung die Gefahr abzuwehren.

Auch die reißendsten Thiere werden durch den menschlichen Umgang milder.

Graf von Sickingen hatte auf seinem Landgute zwey Wolfe in einem Käfige, welche er jung aufgezogen hatte, und zur Lust hielt. Einer davon entwischte, ohne daß man erfuhr, wo er hingekommen war. Lange nachher stieß der Beamte des Grafen, als er durch einen Wald in den Vogesen reisete, unversehens auf einen Wolf, und drückte seine Pistole auf ihn ab. Doch der Schuß ging fehl, und eben war das Raubthier im Begriffe, das Pferd niederzureißen, als es plötzlich in dem Reiter den Mann erkannte, mit welchem es Jahre lang an dem nämlichen Orte gelebt, und der ihm so oft Speise vorgeworfen hatte. Statt ihn zu beleidigen, machte der Wolf allerley liebkosende Sprünge, durch welche er seine Freude über die unvermuthete Zusammenkunft ausdrückte.

Nicht minder vergnügt, aber auch gerührt war der Beamte. Er warf seinem alten Bekannten ein Stück Braten und Schinken hin, welches er auf die Reise mitgenommen hatte, das der Wolf ruhig verzehrte. Dann begleitete der Wolf den Beamten wie einen alten Bekannten bis zum Ausgange des Waldes, und kehrte in den dunklen Forst zurück, ohne sich durch das Locken des Beamten zur weiteren Fortsetzung der Reise bewegen zu lassen.

---

## Der Schneiderlehrling.

(Eine morgenländische Erzählung.)

Kalaun, Sultan von Aegypten, hatte zwey Söhne. Melikafchnaf, ein Jüngling von rauher, unbändiger

Gemüthsart, war der ältere, *Maliknafir*, ein gutmüthiger Prinz, der jüngere. Da er einst über die Unbeständigkeit des Glücks nachdachte, welches auch dem Sohne des Sultans so gut als andern Menschenkindern mitspielt, beschloß er, dem jüngeren Sohne ein Handwerk lernen zu lassen, mit dem er sich im Nothfalle sein Brot verdienen könnte. Er brachte ihn zu dem berühmtesten Schneider von Kairo (der Hauptstadt in Aegypten), der ihn in kurzer Zeit aufs vollkommenste alle Arbeiten seines Handwerks lehrte.

Anfangs wunderte man sich außerordentlich über den Entschluß des Sultans. Man lachte und scherzte darüber, und konnte nicht begreifen, wie der Sohn des Sultans jemahls in die Nothwendigkeit versetzt werden könnte, durch Schneiderarbeit sich Unterhalt verschaffen zu müssen. Allein der Erfolg lehrte, wie vorsichtig der Sultan gehandelt habe.

### *Maliknafir entflieht.*

Kalaun starb, *Melikaschnaf* bestieg den Thron. Seine erste Sorge war, seinen Bruder *Maliknafir*, welchen die Unterthanen wegen seines edelmüthigen Betragens eben so sehr liebten, als sie dem hartenherzigen *Melikaschnaf* abgeneigt waren, aus dem Lande zu entfernen. *Maliknafir* merkte es, wie sehr er von seinem Bruder gehaßt werde; er entfloß heimlich, und begab sich verkleidet zu einer Karawane, welche nach Mekka zu dem Grabe des Propheten *Mahomed* reisete.

### *Uneigennützigkeit und Dankbarkeit.*

Auf der Reise trat er im Sande auf etwas Hartes. Er hob es auf, und hatte eine strogende Börse gefunden, die er zu sich steckte. Bald darauf hörte er einen *Koja* (Doktor) jammern, daß er in einer Börse sein Hab und

Gut verloren habe, und versprach die Hälfte des Werthes dem, der sie gefunden hatte. Maliknafir zeigte ihm die gefundene Börse und fragte ihn, ob es die seinige wäre?

Der Doktor erkannte sie, leerte sie aus, (es waren bloß Diamanten, Rubinen und Smaragden darin,) machte aus den Edelsteinen zwey gleiche Häufchen, und sagte: „Die Hälfte der Börse habe ich dem Finder versprochen, hier ist sie, nehmet die eine oder die andere Hälfte, sie gebürt euch; aber ich gesteh euch, ich thue mir und meiner Familie hart.“

Da theilte der Prinz die eine Hälfte in vier gleiche Theile, und sagte, er wolle mit einem dieser kleinen Häufchen zufrieden seyn, und er nehme dieses nur, weil er jetzt in großer Noth sey.

„O junger Mann,“ erwiderte der Koja, „ihr seyd zu uneigennützig und bescheiden; gern hätte ich euch noch mehr gegeben; so viel kann ich leicht entbehren. Kommt mit mir in die Moschee (den mahomedanischen Tempel,) dort will ich über euch bethen, euch segnen, daß Gott euch gebe, was ich euch nicht lohnen kann.“

Sie gingen hin, der Koja bethete, fuhr einige Mahl über das Gesicht des Prinzen, und beurlaubte sich. Da gab ihm der edle Prinz noch den kleinen Antheil, den er genommen hatte, zurück, so sehr sich auch der Koja weigerte, und beyde schieden vergnügt von einander.

### Reise nach Bagdad.

Kaum hatte aber der Prinz den Doktor verlassen, als er ernstlich nachdachte, was er nun anfangen sollte, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Da er hörte, daß der Doktor aus Bagdad sey, so erboth er sich, dessen Kamehle zu besorgen, wenn er ihn dorthin mitnehmen wollte. Dieser nahm ihn gern an, und beyde kamen in Bagdad an.

Hier bath der Prinz sogleich, ihn zu einem Schneider

zu bringen, weil er das Handwerk vollkommen verstehe. Abunauas (so hieß der Kaja) führte ihn zu dem berühmtesten Schneider in der Stadt, und Maliknafir arbeitete so geschickt und fleißig, daß er sich einen sehr guten Taglohn verdiente.

### Maliknafir erhält Reichthümer.

Nach einiger Zeit geschah es, daß Abunauas, der von sehr heftiger Gemüthsart war, seine Frau verstieß, welches nach den Landesgesetzen erlaubt war. Kurz nachher bereuete er es. Er konnte sie aber nicht eher nehmen, bis sie ein Anderer geheirathet, und wieder verstoßen hatte. Er beredete Maliknafir sie zu nehmen, besonders weil sie sehr viel Gold, Silber und Edelgesteine habe, und hoffte es in der Folge dahin zu bringen, daß er sie wieder verstoßen würde. Aber Maliknafir lebte mit ihr so vergnügt, daß er sie auf keine Weise weggeben wollte.

Darüber grämte sich Abunauas so sehr, daß er schwer krank wurde, und die geschicktesten Aerzte an seiner Genesung verzweifelten. Als er dem Tode nahe war, ließ er den Prinzen rufen und sagte zu ihm: „Junger Mann, ich sollte auf euch zürnen, daß ihr mir meine Frau nicht geben wolle; aber ich ehre in euch den Mann, der das Wort, was er seinem Weibe gegeben hat, auch hält. Und dieses Alles ist auf das Geheiß Gottes geschehen, denn in Mekka in der Moschee habe ich so über euch gebethet. Mach, o mein Gott! daß einst mein Hab und Gut, und alles was ich liebe, dieser junge Mann mit Recht erhalte. Die Hälfte meines Vermögens habt ihr mit meiner Frau gesetzmäßig erhalten, die andere Hälfte erhältet ihr nach meinem Tode.“

Sogleich ließ er ein Testament über diesen seinen Willen machen, es von Zeugen unterschreiben; er fügte seine Unterschrift hinzu, und starb drey Tage nachher.

Maliknafir bezog nun mit seiner Gattinn das Haus des Doktors, und nahm von allem seinen Gute Besitz. Er gab sein Schneiderhandwerk auf, nahm eine ziemlich große Anzahl von Dienern an, und dachte nur, wie er sein Leben in Vergnügen zubringen wolle. Er hielt sich für viel glücklicher als seinen Bruder auf dem Throne, aber sein Glück dauerte nicht lange.

### Wechsel des Glückes.

Als er eines Abends zu seinem Hause zurückkehrte, nachdem er den Tag in Wohlleben zugebracht hatte, fand er die Thür fest verschlossen, und niemand machte auf. Er klopfte stark an, lärmte, aber niemand öffnete. Da schlug er die Thür ein, und fand das ganze Haus von Menschen leer, und alle seine Schätze, Gold, Silber und Edelsteine geraubt. Er konnte nicht begreifen, wie das zugegangen wäre; Frau und Diener waren fort, und doch keine Spur von einem gewaltthätigen Einbruche oder von einem Raubmorde.

Er forschte überall nach, und der Kadi (Richter) glaubte zuletzt gar, daß Maliknafir vielleicht seine Frau getödtet habe, und um den Verdacht einer solchen Mordthat von sich zu wälzen, sich nur so stelle, als ob er bekümmert sey: er ließ ihn also anhalten, und es brauchte lange, bis er seine Unschuld ganz beweisen konnte.

### Unermuthete Erhebung auf den Thron.

Auf einmahl war Maliknafir wieder arm, denn die Untersuchung über die Mordthat, die man ihm angeschuldet hatte, kostete ihm sein übriges wenigcs Vermögen. Er war also gezwungen, sein Schneiderhandwerk wieder zu treiben. Als er einst in seinem Laden fleißig darauf stach, stand ein Vorübergehender plötzlich still, und rief aus, nachdem er ihn mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte:



„Nein, ich irre mich nicht, es ist der Prinz Maliknafir, er selbst ist es, den ich sehe.“

Der Prinz betrachtete den Mann genauer, erkannte in ihm den Schneider, dessen Lehrling er zu Kairo gewesen war, und eilte, ihn zu umarmen; allein der Schneider warf sich ihm zu Füßen, küßte die Erde und sprach: „O Prinz, Glück dem Lande Aegypten, daß ich euch gefunden habe. Euer Bruder lebt nicht mehr; auch euch hielt man für todt. Man wollte einen fremden Sultan wählen. Ich bezeugte, daß ihr noch leben müßtet, aber euch in fremden Ländern befändet. Euch wollte man vor allen Andern zum Sultan haben, weil euch das Volk schon als jungen Prinzen zärtlich liebte. Ich bath mir drey Jahre aus, euch zu suchen. Man versprach so lange zu warten, und die Verwaltung des Staates den Bezieren indessen zu übergeben. Schon ist es ein Jahr, daß ich euch von Stadt zu Stadt bey allen Schneidern der Welt suche, bis ich so glücklich gewesen bin, euch hier zu finden. Kommet, mein Prinz, und eilet, euch den Völkern zu zeigen, die sehnlichst wünschen, euch auf dem Throne eures unvergeßlichen Vaters zu sehen.“

### D a n k b a r k e i t.

Maliknafir dankte dem Schneider für seinen Eifer, und beyde begaben sich sogleich auf den Weg nach Kairo, wo er dann mit Jubel empfangen, und zum Sultan erhoben wurde.

Das erste, woran der neue Monarch dachte, war, den ehrlichen Schneider zu belohnen. Er wollte ihn zum Groß-Bezier machen; aber der Schneider, der sich zu einem so hohen Amte ganz unfähig fühlte, bath sich nur aus, für den Sultan und den ganzen Hof die Kleider machen zu dürfen, welches ihm auch gerne zugestanden wurde.

Malikn asir regierte weise und streng. Ueberall suchte er das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, hielt die Schmeichler fern von sich, und ließ keinen Augenblick seiner Regierung hingehen, ohne ihn durch irgend eine nützliche oder wohlthätige Handlung zu bezeichnen.

### Ein Gefangener wird vorgeführt.

Einst kam der Kadi (Richter) der Stadt zu dem jungen Monarchen. „Sire,“ sprach er, „ich habe drey Sklaven, die man angeklagt hat, einen christlichen Kaufmann ermordet zu haben, festhalten lassen. Zwey haben ihr Verbrechen gestanden, und bereits ihre Strafe erhalten; der dritte aber versichert, er sey hierin unschuldig, aber er verdiene doch den Tod. Ich sehe mich deshalb genöthiget, Eure Majestät zu befragen, was man mit ihm anfangen solle.“ — „Lasset ihn kommen,“ sagte der Sultan.

Als der Monarch den Gefangenen genauer betrachtete, erkannte er ihn augenblicklich für den Sklaven, welcher in Bagdad in seinen Diensten gewesen war; aber er wollte sich nicht zu erkennen geben, und redete ihn mit harten Worten an:

„Elender, man beschuldigt dich, einen Menschen getödtet zu haben, sprich!“ —

„Sire, antwortete der Sklave,“ ich bin unschuldig, aber ich verdiene den Tod.“

### Erzählung des Sklaven.

Der Sultan befahl ihm, sich deutlicher zu erklären, und der Sklave erzählte Folgendes:

„Ich bin aus Bagdad gebürtig; dort diente ich einem Manne, der Schneider gewesen war, und von einem Kojas geerbt hatte. Er sah Eurer Majestät wie ein Bruder ähnlich. Dieser hatte eine Frau, welche mich durch große Belohnungen, die sie mir versprach, verleite-

te, mit ihr zu entfliehen, und alle Schätze mitzunehmen. Als der Herr einst in der Stadt seinem Vergnügen nachging, und wir wußten, daß er nur sehr spät zurückkommen würde, zog die Frau einen jeden der Hausbedienten bey Seite, gab ihnen eine Hand voll Gold, und schickte sie in die allerentferntesten Länder mit Aufträgen, wohin sie gleich abreisen mußten; dann beluden wir uns mit Kostbarkeiten, schlossen die Hausthür zu, und begaben uns auf den Weg nach der weit entfernten Stadt Basra.“

„Wir gingen die ganze Nacht und die Hälfte des folgenden Tages hindurch ohne uns aufzuhalten, und ganz ermüdet setzten wir uns am Rande eines Teiches nieder, von wo wir die Aussicht auf einen prächtigen Pallast hatten. Der Herr des Pallastes, ein junger Prinz, Guayes-Addin-Mahmud ist sein Name, kam auf uns zu, wir standen ehrerbietig auf, grüßten ihn, er dankte uns, fing ein Gespräch mit uns an, und lud uns ein, ihm in seinen Pallast zu folgen. Wir folgten ihm. Er bewirthete uns herrlich an seinem Tische. Ein Sklave schenkte mir die vortrefflichsten Weine beständig ein, ich war müde und durstig, und trank so viel, daß ich bald alle Besinnung verlor, und betrunken auf der Sofa einschlief.“

Am Morgen bey meinem Erwachen, fand ich mich zu meiner großen Verwunderung am Rande des Teichs. Vermuthlich, sagte ich zu mir selbst, haben sich die Bedienten des Prinzen ein Vergnügen gemacht, mich an diesen Ort zu bringen. Ich stand also auf, ging auf den Pallast los, wurde aber nicht eingelassen und als ich mich eindringen wollte, wurde ich von drey oder vier Männern so derb mit Stöcken abgeprügelt, daß ich fast alle Besinnung verlor. Von da machte ich mich auf den Weg nach der nächsten Stadt, und nach vielen Herumwandern kam ich endlich nach Kairo.“

„Es war Nacht, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, als ich zwey Menschen sah, die in einer abge-

gelegenen Straße einen Dritten ermordeten. Der Angegriffene schrie heftig, und die Mörder, welche ertappt zu werden fürchteten, flohen davon; sie wurden aber am Ende der Gasse von der Wache ergriffen, und weil ich mich eben bey dem Ermordeten befand, hielt man mich für einen Mitschuldigen, und auch ich wurde mit fortgeschleppt.“

Hier endigte der Sklave seine Erzählung. Der Sultan gab ihm die Freyheit, und verachtete das böse Weib, das ihm mit den Schätzen in Bagdad entflohen war, und den Sklaven, den sie zur schändlichen Flucht verleitet, so verrätherisch verlassen hatte.

### V e r g e l t u n g .

Der Sultan ging zuweilen verkleidet durch die Straßen der Stadt herum, um sich von dem Wohl und Weh seiner Unterthanen zu überzeugen. Als er einst bey einem großen Hause vorbeiging, hörte er ein Jammergeschrey eines Frauenzimmers. Er befahl die Thür zu öffnen, und kam, als er dem Geschrey nachging, in ein Zimmer, wo eine Frau von zwey handfesten Sklaven bis aufs Blut mit Ruthen gepeitscht wurde, während ein junger Mann dabey stand, und die Sklaven aufzumuntern schien, ihre Streiche zu verdoppeln.

Bey dem Anblicke des Sultans hörten die Sklaven mit ihrer Züchtigung auf, und dieser erkannte, ungeachtet das Gesicht mit Blut bespritzt und in Thränen gebadet war, in der Gegeißelten so gleich seine Frau aus Bagdad.

Er verstellte sich indeß, und fragte nach der Ursache dieser harten Behandlung. „Sire,“ erwiderte der junge Mann, der des Sultans Stand erfahren hatte, indem er sich ihm zu Füßen warf, „ich bin der Gemahl dieser Unglücklichen, die Ihr hier sehet; ich bin Prinz Guyas = Addin = Mahmud. Ich nahm sie in mein Haus auf, sie sagte, sie sey die Tochter eines Offiziers des Sultans und aus dem väter-

lichen Hause entflohen, weil sie die Aeltern an einen alten Bey (Statthalter) verheirathen wollten, den sie nie lieben noch schätzen konnte. Das Gold und die Steine, welche sie bey sich hatte, bewogen mich, ihrer Erzählung Glauben bezzumessen.“ „Sie hatte einen Sklaven bey sich. Sie fürchtete von ihm verrathen zu werden, und bath mich, ihn tödten zu lassen. Mir erbarmte aber der arme Tropf, ich ließ ihn durch berauschende Getränke einschläfern, und dann entfernen, indem ich ihr glauben machte, man habe ihn ums Leben gebracht.“

Von meinem Schlosse zog ich in diese Stadt. Sie wußte sich so gut zu benehmen, daß ich ihr meine Hand anboth, indem ich glaubte, ich könnte mit keiner Frau je glücklicher leben als mit ihr. Die Treulose! Noch immer überhäuft sie mich mit Zärtlichkeit, indessen sie einem Diener Gold und Steine versprach, wenn er mich ums Leben bringen würde, damit sie mein Vermögen allein erhalten könnte. Der Diener ist mir aber treu. Er hat mir diesen schändlichen Antrag entdeckt. Ich war außer mir vor Wuth, und habe beschossen, sie zur Strafe alle Tage bis aufs Blut geißeln zu lassen.

### B e s c h l u ß.

„Nein,“ erwiderte der Sultan, ohne zu verrathen, daß er das elende Weib genauer kenne; „ein so abscheuliches Geschöpf verdient eine andere Strafe. Sie ist nicht würdig zu leben; man befreye die Erde von diesem Ungeheuer, daß es Andern nicht mehr schaden kann; man werfe sie allogleich in den Nil, und ersäufte sie.“

Die Garden vollzogen den Befehl; ersäuft blieb der Körper, ohne daß jemand gewahr wurde, im Schiffsrohre hängen, verpestete nach und nach die Luft, und verbreitete endlich einen solchen Dunst, daß daraus eine Pest entstand, woran viele Einwohner der Stadt starben.

So folgt auf böse Thaten immer die verdiente Strafe, und Böfewichte wirken oft noch nach ihrem Tode durch schlechtes Bepspiel oder durch die Verführten fort.

---

## D e r E s e l .

(Eine Fabel.)

Ein armer Esel, der, kaum wenn der Morgen graute,  
Bis spät zur dunklen Nacht, des Müllers Sacke trug,  
Dem stets ein roher Knecht den Rücken blutig schlug,  
Und der, trotz seinem Fleiß, nur sparsam Disteln kaute,  
Kief voll Verzweiflung in seiner größten Noth:  
„Komm! ende meine Qual — o komm, Erlöser, Tod!“

Freund Hain vernahm den Ruf, gerührt von diesen Klagen,  
Kürzte er sein Lebensziel — doch ward die Leiche drauf  
Zu einem Gerber hin von seinem Herrn getragen,  
Der gerbte nun die Haut, und kurze Zeit darauf  
Ward sie zum Trommelfell und nach wie vor — geschlagen.

Der Dulder wird umsonst nach Hülff und Rettung flehn;  
Denn wer vermags, dem Schicksal zu entgehn.

---

## Achte auf Warnungen.

Ein armer alter Mann setzte sich im Oktober 1811  
auf den äußersten Baum eines Flosses, der weit in den  
reißenden Donau-Strom hinausragte, um seine Füße zu  
baden. Die Leute widerriethen es ihm, und sagten, daß  
er einen minder gefährlichen Platz wählen sollte. Er ver-  
achtete den guten Rath.

Schon war er eine halbe Stunde mit den Füßen im

Wasser gefessen, als jemand bemerkte, daß er sich mit dem Kopfe immer vorwärts neige. „Der Alte schläft gewiß ein,“ sagte dieser, und eilte ihn aufzuwecken.

Aber er kam zu spät; der Alte war schon ins Wasser gestürzt, und die in Rachen nacheilenden Schiffsknechte konnten ihn nicht mehr erfassen; er ertrank.

## Wohlthätige Krankenanstalt in Neutitschein.

### I.

#### Entstehung derselben.

Viel Gutes kann geschehen, wenn die Menschen nur wollen. Vereinen sich aber nur einige Männer, deren Herzen Mitleid für fremdes Elend empfinden, die Willen und Kraft haben, wohlthätige Handlungen auszuführen, so werden sie auf allen Seiten Menschen antreffen, welche durch ihr schönes Beispiel aufgemuntert, ihnen willig die Hand bieten, das menschenfreundliche Werk zu vollenden.

Auf eine solche Art entstand im Jahre 1804 das Krankenhaus zu Neutitschein in Mähren. Neutitschein liegt im Prerauer-Kreise, in jenem Bezirke, den man das Ruhländchen nennt.

Arbeitsame und gutmüthige Menschen bewohnen die Stadt. Der größte Theil derselben nährt sich von Tuchweberey und dem Handel mit Tüchern, und geben den Bewohnern der herumliegenden Dörfer Verdienst von ihren Gewerben.

Gewöhnlich arbeiten bey 500 Gesellen an den Weberstühlen, und eine ähnliche Anzahl weiblicher Diensthöthen wird beschäftigt. Wurden nun einige von diesen krank, so mußten sie, entweder auf kalten Dachböden und in

feuchten Kammern elend verschmachten, oder wenn der gutmüthige Hausvater dem Kranken ein Plätzchen in seiner Stube einräumte, so war die ganze Familie der Gefahr ausgesetzt, von der Krankheit ergriffen zu werden, ein Fall, der sich leider mehrmahl ereignete, und manchem braven Hausgenossen das Leben kostete.

### Ein thätiger Menschenfreund.

Der bürgerliche Kleidermacher Martin Rietz war der erste, der im Jahre 1802 Beyträge zur Gründung eines Krankenhauses sammelte; aber sie waren nicht hinreichend. Häufigere Krankheiten und Unglücksfälle machten die Sache dringender, und der brave Rietz wurde vom k. k. Appellationsrathe Herr Joseph Dittmann Edlen von Traubenburg, einem allgemein bekannten und verehrten Menschenfreunde, so nachdrücklich unterstützt, daß alle Bürger der Stadt an dem wohlthätigen Unternehmen Theil nahmen, beträchtliche Beyträge zusammenschossen, so daß im Jahre 1804 durch diesen schönen Bürgerverein, zu welchem auch der Pfarrer Philipp Rudolph Schwann, und der Oberamtmann Ignaz Ramhard thätig mitwirkten, das neue Krankenhaus entstand, in welchem seither mehrere Hunderte Heil und Genesung erhielten.

### Menschenfreundliches Zusammenwirken.

Von allen Seiten strömten wohlthätige Gaben herbey. Schon im Monate May desselben Jahres war so viel zusammengetragen, daß man ein Haus von vier Zimmer mit einem Garten kaufen konnte, und am 31. Julius waren die Krankenzimmer so eingerichtet, daß man schon sechs Kranke aufnehmen konnte.

Alles wurde durch freywillige Gaben herbeygeschaffet. Die wohlthätige Gräfinn Truchseß-Zeil in Kunewald



sandte allein ein ganzes Bett, 100 Ellen Leinwand, und 50 Gulden zur ersten Einrichtung, mit der Zusicherung, jährlich 20 Gulden zu dieser wohlthätigen Anstalt beizutragen. Der größte Theil der Bürger und Einwohner der Stadt machte sich verbindlich, durch die folgenden fünf Jahre einen bestimmten Beytrag jährlich zu liefern.

Die Verwaltung der Anstalt wurde von rechtlichen und verständigen Bürgern unternommen. Nies übernahm die Verköstung der Kranken um einen äußerst geringen Preis; der Apotheker lieferte die Arzeneyen um drey Viertel der gesetzmäßigen Taxe; der Stadt-Chirurgus Schwach übernahm unentgeltlich die Behandlung der Kranken, und hat durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit Vielen das Leben erhalten.

Durch ein so schönes Zusammenwirken geschah es nun, daß die Kranken gleich Anfangs eine so gute Wartung und Pflege hatten, deren sich kaum zwey Drittheile der Bürger selbst zu Hause erfreuen können. Die Gesellen und Dienstbothen bezeigten sich dadurch für diese Wohlthat dankbar, daß sie beschlossen, jede Woche ein Stämmchen unter sich zu sammeln, und es der Anstalt zu übergeben.

#### Wohlthätige Wirkungen dieser Anstalt.

In dem unglücklichen Kriegsjahre 1805, wo Kränkung, Kummer und Angst, Bedrückung und Mißhandlung von den Feinden, schlechte Nahrung und vieles Nachtwachen den österreichischen Bürger tief niederbeugten, und viele derselben auf das Krankenlager warfen, war diese neugegründete Anstalt eine große Wohlthat für das Städtchen und die ganze umliegende Gegend.

Auch hier zeigten sich in diesem unglücklichen Kriegsjahre ansteckende Faulfieber. Bald lagen 20 Gesellen im Krankenhause, und ihre Zahl vermehrte sich mit jedem Tage. Schon mangelte es an Betten.

Der eifrige Stadt-Kaplan, Johann Weißer hielt an die gute Pfargemeinde eine rührende Rede, er stellte ihr das Elend der Kranken dar, die ohne hinlängliche Pflege verschmachten müßten, und das Wort des Mitleids wirkte; am nähmlichen Tage wurden noch 25 Betten hergeschafft: die guten Bürgerfrauen nahmen das mühsame und gefahrvolle Geschäft über sich, für die Kranken und andere Hausarme zu kochen; ein eigener Fond wurde zusammengeschossen, um Arzeneyen und andere Bedürfnisse herbeyschaffen zu können.

Mit Verachtung der Gefahr des Ansteckens wurden die Kranken brüderlich gepflegt, und 136 wurden während einiger Wochen von dem Chirurgus Schwach so sorgfältig und glücklich behandelt, daß nur vier derselben, und darunter zwey Greise starben, die übrigen aber gesund entlassen wurden.

Möge ein so schöner Bürgerverein zur Linderung des Elends der Mitmenschen an recht vielen Orten nachgeahmt werden. Mögen doch Viele noch empfinden, daß es kein süßeres Vergnügen gibt, als A n d e r n w o h l z u t h u n .

---

## Die Franzosen in Rußland.

Wenn auch die wichtige Weltbegebenheit, der Zug der französischen Heere nach Rußland, und ihr verberblicher Rückzug im Jahre 1812 eigentlich nicht in das Gebieth meines vaterländischen Jugendfreundes gehört, so hat er doch in seinen Folgen so viel Bezug auf unser Vaterland, auf jenen siegreichen Feldzug Oesterreichs mit den verbündeten Mächten im Jahre 1813 und 1814, wodurch Deutschland seine Freyheit, Oesterreich sei-

nen vorigen Glanz wieder erhielt, daß ich glaube, meinen jungen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich umständlicher davon spreche. Auch ist diese Kriegsgeschichte ein unwiderlegbarer Beweis der allweisen Weltregierung des allmächtigen und höchst gerechten Gottes. Durch Gottes weise Fügung ist schnell bewirkt worden, was dem Hellschendsten fast unmöglich schien. Er hat das Flehen der gedrückten Völker erhört, und sie von einem Zwingerherrscher befreiet, unter dessen Joche sie seufzten. Er hat Schattenreiche, durch Uebermacht gegründet, mit seinem mächtigen Arm zernichtet; er hat den gerechten und tugendhaften Monarchen den Sieg gegeben, und ihren auf die Liebe der Unterthanen, auf Tugend und Gottesfurcht gegründeten Thron befestiget. Wie wir in den einzelnen Schicksalen des Menschen Gottes allweise Fürsorge erkennen, so sehen wir auch in der Leitung der Weltbegebenheiten die Hand eines allwaltenden, höchst gütigen und gerechten Gottes, der oft langmüthig prüfet, oft hart das entartete Menschengeschlecht züchtiget, um es zu bessern, aber auf unerforschlichen Wegen alles zu unserm Besten leitet.

### Ursache des Krieges.

Nachdem Napoleon, der ehemalige Kaiser der Franzosen, von dem Kriegsglücke geblendet, Frankreich durch weitläufige Eroberungen ansehnlich vergrößert, den größten Theil Deutschlands unter dem Namen Rheinbund, und auch Spanien an sich gekettet und seinem Willen unterworfen, fast ganz Italien unter verschiedenen Titeln mit seinem Reiche vereiniget, Preußen in enge Gränzen eingeschlossen, und durch die Besitznahme der wichtigsten Festungen gelähmt hatte; nachdem er durch die Heirath mit Luise, Erzherzoginn von Oesterreich, mit unserm erlauchtesten Kaiserhause in nähere Verwandtschaft getreten war, und selbst mit dem Kaiser von Rußland noch in freundschaftlichem Verhältnisse

stand, hatte er in Europa keinen Gegner mehr als das mächtige England, mit welchem er den Krieg zur See aus Mangel der Flotten zu seinem großen Nachtheile führte.

Da er in diesem ungleichen Kampfe immer das Kürzere ziehen mußte, so erdachte er Mittel, den Wohlstand dieses Reiches, dessen Grundfeste der Handel nach dem Auslande und die Fabriken im Innern sind, zu untergraben, um es dadurch zu einem ihm vortheilhaften Frieden zu zwingen.

Alle englische Handelsschiffe sollten von den Häfen der seinem Willen unterworfenen oder ihm befreundeten Reiche ausgeschlossen seyn, und aller Verkehr mit den Engländern aufhören. Die Kolonial-Waaren, (Kaffee, Indigo, Gewürze u. dgl.), welche die Engländer aus den andern Welttheilen nach Europa führten, wurden entweder mit ungeheuren Zöllen belegt, oder ganz außer Handel gesetzt.

Die englischen Fabrikate wurden mit unerbittlicher Strenge auf Napoleons Befehl in dem ganzen Rheinbunde, in der Schweiz, in Italien, selbst in den neu zu Frankreich gezogenen Ländern aufgesucht, und ohne Entschädigung der Eigenthümer öffentlich verbrannt.

Das war eine harte Maßregel, die manchen arbeitssamen Handelsmann um den Lohn seines vieljährigen Fleißes brachte.

Durch diese Vorkehrungen, die unter dem Nahmen des Kontinental-Systems bekannt sind, glaubte Napoleon den Betrieb der Fabriken in England, deren Absatz hierdurch sehr vermindert wurde, zu hemmen, und ihren Handel zu zerstören.

Rußland war Anfangs diesem Systeme beygetreten, aber zu seinem eigenen Nachtheile. Dieses Reich hat so viele rohe Produkte, welche es nicht verarbeiten kann, und außer Land, besonders nach England verhandeln muß. Eben so brauchen verschiedene Provinzen dieses ausgedehnten Kaiserthums aus Mangel hinlänglicher Fabriken fremde Fabri-

kate, die großen Theils aus England eingeführt wurden. Durch das Kontinental-System war die Ausfuhr und Einfuhr gehemmt, Kaiser Alexander erwog den Schaden, der in der Folge daraus entspringen würde, und öffnete den englischen Schiffen seine Häfen.

### Rüstungen zu dem Kriege gegen Rußland.

Napoleon wollte Rußland mit Gewalt zwingen, zu dem Kontinental-Systeme zurückzukehren. Der Zwingherr hatte einen noch weiter aussehenden Plan. Er wollte durch Rußland nach Persien bringen, und die Engländer in ihren ostindischen Besitzungen angreifen, und auch dort ihren Handel lähmen. Er sammelte eine Armee, zahlreicher, als er sie je einem Feinde entgegen geführt hatte. Die Zurüstungen und Vorbereitungen zu diesem Kriege waren ungeheuer. Was Frankreich an marschfertigen Truppen hatte, und in Spanien, wo die Engländer mit den Eingebornen verbunden, mit abwechselndem Glücke den Krieg führten, entbehren konnte, wurde in Bewegung gesetzt, und Hunderttausende neue Soldaten in Frankreich ausgehoben. Das Königreich Italien und Neapel, der ganze damalige Rheinbund, nämlich die Könige von Baiern, Württemberg, Sachsen, Westphalen, die Großherzoge, Fürsten u. s. w. dieses Bundes, mußten die möglichst große Anzahl Truppen zu diesem Riesenkampfe stellen.

Preußen, dessen Festungen noch in den Händen der Franzosen waren, und diesen eine Militär-Strasse durch das Herz seiner Besitzungen im Tilsiter-Frieden 1807 zugestanden hatte, war gezwungen, um größeren Uebeln zu entgehen, sich in diesem Kampfe an Frankreich anzuschließen, und selbst Oesterreich mußte vermög eines früheren Freundschaftsvertrages ein Hülfskorps von 40000 Mann stellen.

So führte Napoleon, umgeben von dem Könige von Neapel, dem Vice-König von Italien und den Erfahrensten und Tapfersten seiner Generale eine Armee von 400000 Mann mit mehr als 1000 Kanonen und allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen, gegen die Gränze Rußlands an den Fluß Niemen, und erklärte öffentlich, daß ein unvermeidliches Schicksal Rußland seinem Untergange entgegenführe, daß er die Russen aus Europa nach den unfruchtbaren Steppen von Asien zurück weisen werde.

Sein Ruhm, sein Glück und die ungeheure Armee, ließen große Unternehmungen erwarten. Doch was sind die stolzen Werke des Menschen gegen den Willen Gottes!

Die nördlichen Provinzen Pohlens werden von den Franzosen besetzt.

Im Junius 1812 führte Napoleon sein Heer über den Niemen. Die Russen zogen sich allenthalben zurück, und überließen dem Feinde die nördlichen Provinzen Pohlens, welche sie lange Jahre besessen hatten. Die Pohlen wurden gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn aufgewiegelt, bewaffnet, und schlossen sich an die Franzosen an. Dadurch bekamen diese einen bedeutenden Zuwachs.

Napoleon hatte seinen Soldaten versprochen, daß er sie nach Moskau, der Hauptstadt Rußlands, führen werde. Dort, hatte er ihnen gesagt, sey das Ziel aller ihrer Anstrengungen, dort erwarte sie ein rühmlicher Friede, dort könnten sie von den Beschwerden eines mehr als hundert Meilen weiten Weges ausruhen, und jede Art der Erholung genießen.

In jedem Kriege noch war er auf die Hauptstadt seines Gegners losgegangen, theils um Hülfsmittel des Krieges in derselben für sich zu finden und sie seinem Gegner

abzuschneiden; theils um die ersten Augenblicke der Betäubung und des Schreckens des Feindes wegen des Verlustes der Hauptstadt zu benützen, und ihm einen Frieden nach seiner Willkühr abzunöthigen. Auch in Rußland suchte er diese Absicht zu erreichen, aber hier scheiterte seine Hoffnung.

Die Russen ziehen sich auch in ihrem Mutterlande zurück.

Napoleon drang in Rußland ein. Die russische Hauptarmee zog sich immer bedächtlich zurück. Wo die Franzosen sie erreichten, wurde hartnäckig, oft zum Nachtheile der Franzosen gefochten. Bey Borodino war die Schlacht blutig, die Russen siegten, dessen ungeachtet zogen sie sich langsam zurück.

In diesem wohlüberdachten Rückzuge lag das Verderben der Feinde. Napoleon, gewohnt, seine Armee schnell in des Feindes Land vorrücken zu lassen, und dieselbe von den dort vorgefundenen Lebensmitteln zu verpflegen, selbst große Magazine von den Vorräthen des Landes für seine Armee anzulegen, gerieth in die Schlinge, welche ihm die Russen legten.

Kaiser Alexander, von der Liebe und Treue seiner Unterthanen überzeugt, forderte die Einwohner der bedrohten Provinzen auf, bey Annäherung des Feindes ihre Vorräthe und Habseligkeiten zurück zuführen, und was nicht weggebracht werden könnte, mit ihren Häusern zu verbrennen.

Mit seltenem Patriotismus und gänzlicher Hingebung erfüllten Reiche und Arme den Willen ihres Monarchen; was nicht weggebracht werden konnte, wurde in einem Umkreise von mehreren Meilen um die Hauptstraße, auf welcher die feindliche Armee zog, verbrannt und zerstört; die Einwohner verließen die Brandstätte, zogen mit dem russi-

ſchen Heere zurück, und die Franzosen trafen bey ihrem Vorrücken nichts als Verheerung an. Nebst dem, daß man in Rußland auf halbe Tagreisen oft kein Dorf antrifft, wurden auch diese von dem Feuer leicht verzehrt, da sie größten Theils aus Balken zusammen geflüget sind.

Gleiches Schicksal mit den Dörfern hatten die Städte, welche die Franzosen auf ihrem Zuge besetzten. Die hölzernen Häuser waren zu Asche verbrannt, übrigens trafen sie abgebrannte Steinwände und kein lebendes Wesen an.

So mußten der französischen Armee alle Lebensmittel, alle Kleidungsstücke, alle Kriegsbedürfnisse mit einem großen Aufwande an Pferden und Wägen nachgeführt werden. Je weiter sie vordrang, je beschwerlicher wurde diese Zufuhr, und machte selbst den französischen Soldaten mißmuthig, da er für bares Geld sich die nöthigsten Kleinigkeiten nicht anschaffen konnte, weil nirgends ein Verkäufer war. Doch Napoleon tröstete seine Armee mit der Eroberung von Moskau, wo sie alles im Ueberflusse antreffen würde, und sich für alles Ungemach reichlich entschädigen könnte.

Indessen setzten die Russen ruhig und mit Ordnung ihren Rückzug fort. Die Franzosen zogen kopfschüttelnd nach; denn die Ordnung des Rückzuges, ohne durch eine Niederlage in einer Schlacht dazu gezwungen zu seyn, und die öden Städte und Dörfer längs der großen Straße, deuteten auf einen Plan, der zum Verderben der Franzosen angelegt zu seyn schien.

Moskau wird von den Franzosen besetzt.

So näherten sich die Feinde der großen Hauptstadt Moskau, die gewöhnlich 300,000 Einwohner zählte. Ohne Schwertstreich wurde sie besetzt; aber im Augenblicke des Einmarsches der Franzosen hatte Moskau aufgehört, die Hauptstadt des Reiches zu seyn; denn ihre Einwohner waren, durch unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an ih-



ren geliebten Kaiser, geleitet, welche sich die größten Opfer gefallen läßt, mit allen ihren Habseligkeiten ausgewandert; nur wenige waren zurück geblieben. Die Stadt wurde, man weiß nicht durch die Unvorsichtigkeit der plündernden Feinde, durch die den Gefängnissen entlaufenen Verbrecher, oder durch Mordbrenner an allen Ecken angezündet, so daß nichts als eine koe Steinmasse, ein Aschenhaufen in die Hände des Feindes kam.

Unerchütterlich in Treue und Anhänglichkeit an ihren Monarchen und an ihr Vaterland zeigten sich die braven Moskowiter in diesem Kampfe auf Leben und Tod. Mit ruhigem Auge sahen sie ihr Eigenthum, was sie nicht retten konnten, in hellen Flammen aufstodern, weil das Gemeinwohl es erforderte. Mit beyspielloser Hingebung opferten sie alles dem Willen ihres Kaisers, obwohl sie seinen tiefdurchdachten Plan nicht durchschauen konnten. Er verlangte große Opfer, sie entrichteten sie, ohne zu fragen, wozu es nöthig und nützlich wäre,

#### Vortheilhafte Stellungen der russischen Armee.

Während Moskau in Asche gelegt wurde, hatte die russische Armee unter dem Befehle des Fürsten Kutusow-Smolenskoï einen kühnen Marsch in die Flanke des Feindes gemacht, und beträchtliche Verstärkungen aus den entferntesten Provinzen an sich gezogen. Sie war nun sehr zahlreich, und voll guten Muthes. In allen Theilen des Reichs ergriff das Volk mit edlem Patriotismus die Waffen, um zur Haupt-Armee zu stoßen. Täglich entspannen sich blutige Gefechte, welche den Feind ermüdeten und schwächten.

#### Bedenkliche Lage der französischen Armee.

Napoleon war nun mit seiner Armee bey Moskau wie festgebannt. Sein Rücken war bedroht, weiter vorwärts eine Bewegung zu machen gar nicht räthlich; denn

auch hier mußte er auf die stark gerüstete russische Armee stoßen, die jetzt jedes ernstliche Gefecht wünschte, da sie an Stärke und Zahl zugenommen, das französische Heer aber durch den langen Zug nach Moskau geschwächt und ohne Lebensmittel in der zerstörten Stadt war. Täglich streiften ansehnliche Abtheilungen leichter Reiter um die französische Armee herum, nahmen ihr die Zufuhr weg, fingen die Eilbothen auf, verhinderten die Herbeyschaffung der Lebensmittel, und nahmen kleine Abtheilungen der Franzosen, die sich von der Haupt-Armee entfernten, Wachen, Nachzügler u. dgl. gefangen.

In dieser bedenklichen Lage hatte Napoleon freundschaftliche Einladungen an die geflüchteten Bewohner Moskaus und der umliegenden Gegend ergehen lassen, daß sie zu ihren Häusern zurück kehren, dieselben wieder aufbauen und ihre Gewerbe betreiben sollten. Niemand folgte dieser Einladung.

Napoleon machte Versuche den Frieden einzuleiten, und erbot sich, von Moskau zurück nach Wisma zu ziehen, um dort weiter den Frieden zu unterhandeln. Der Kaiser von Rußland antwortete: von Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen könne jetzt die Rede nicht seyn, da vielmehr der Krieg für die Russen erst anginge.

Die französische Armee befand sich nun in einer sehr bedenklichen Lage. In einem weiten Kreise war sie um das brennende Moskau wie um einen flammenden Mittelpunkt in einer menschenleeren Wüste gelagert; täglich strömten die Soldaten zu Tausenden aus dem Lager nach der Stadt, um zu plündern, und viele tausend andere zerstreuten sich in der Gegend umher, und suchten nach Brod und Lebensmittel, die schon zu mangeln anfangen. In den Wäldern und Morästen lagen Scharen bewaffneter Bauern (Landwehre) im Hinterhalte, und erschlugen jeden Tag

viele Hunderte von jenen Herumzüglern, und wer den Bauern entging, fiel in die Hände der streifenden Reiter und sinken Kosaken.

Die französische Armee tritt den Rückzug an.

Der Zustand der französischen Armee ward mit jedem Tage mißlicher, der Mangel an Lebensmitteln dringender, daß die Soldaten schon laut murkten. Nach einem Aufenthalte von fünf Wochen beschloß Napoleon endlich, Moskau zu räumen. Am 18. Oktober 1812 trat er seinen Rückzug an.

Dieser Tag wurde durch einen Unfall bezeichnet. In einer Entfernung von 80 Werste ( $11\frac{1}{2}$  deutsche Meilen) von Moskau wurde Murat, der damalige König von Neapel, mit seiner Kavallerie bey Tarutina von den Russen überfallen, und in die Flucht geschlagen; 26 Kanonen, 2000 Gefangene und eine Menge Gepäck fielen den Siegern in die Hände. Der König selbst entging mit genauer Noth der Gefangenschaft.

Napoleon wollte durch einen Marsch vorwärts auf Kaluga den russischen Feldherrn täuschen, damit er freyen Rückzug seitwärts der großen Straße von Smolensk, welche Gegend durch den Krieg noch nichts gelitten hatte, gegen den Fluß Dnieper gewinnen könnte, wo er Magazine hatte. Doch Fürst Kutusow durchschaute Napoleons Plan, und stellte sich bey Malojarslawitz am 26. Oktober der französischen Armee in den Weg. Ein hitziges Treffen zum Vortheile der Russen entspann sich, Napoleons Plan wurde vereitelt, und er gezwungen, auf der großen Straße, wo alles verheert war, und mit der umliegenden Gegend einer menschenleeren Wüste gleich, sich flüchtig zurück zu ziehen. Er nahm in Eile den Weg über Borowsk und Werezja nach Mosaisk; 20 Kasaken-Regimenter unter

dem General Platon, und zwey Armee-Korps als Vordertruppen unter General Miloradowitsch folgten dem französischen Heere auf dem Fuße nach; die große russische Armee selbst zog links seitwärts der großen Straße neben dem französischen Heere auf einem Wege, wo Lebensmittel und Fourage im Ueberflusse waren.

### Rückzug bis Wiasma.

Die französische Armee war nun in einer mißlichen Lage; sie mußte einen Weg von 50 deutschen Meilen bis Smolensk, wo sie die nächsten Magazine hatte, ohne Fourage für die Pferde, unter rastloser Verfolgung des Feindes zurück legen.

Bald stellte sich der Hunger ein. Ganze Regimenter löseten sich auf, und zerstreuten sich rechts und links der großen Straße, um Lebensmittel für den nagendsten Hunger aufzusuchen; sie plünderten und raubten, wo sie etwas vorfanden. Die Pferde starben aus Mangel der Nahrung zu Tausenden. Täglich mußte eine Menge Gepäck und Munitions-Wagen aus Mangel der Bespannung verbrannt werden, damit sie den nachfolgenden Russen nicht in die Hände fielen.

Die Einwohner hatten rings herum die Waffen ergriffen, und erschlugen oder nahmen die Herumzügler gefangen; die flinken Kosaken waren immer in der Nähe; was sich von der Armee entfernte, fiel in ihre Hände.

So wurden die Franzosen gänzlich auf die große Straße beschränkt; die Hungersnoth erreichte den höchsten Grad. Pferdfleisch ohne Salz und Brot war die einzige Nahrung, selbst das Gefolge Napoleons, an die leckersten Speisen gewohnt, hatte keinen andern Bissen, und täglich starben mehrere hundert Soldaten vor Hunger und Ermüdung.

Schon nahm man den Reitern ihre Pferde, um

nur das Geschütz fortzubringen, schon blieben Kanonen zurück, und andere wurden vergraben, mit einem Worte, das Elend war groß, und stieg mit jedem Tage höher.

Am 3. November 1812 wurden die Hintertruppen der Franzosen bey *Wiasma* von den Russen erreicht, *Marchall Davoust* mit einem Verluste von 25 Kanonen und mehreren tausend Todten, Verwundeten und Gefangenen durch die Stadt getrieben, und bis in die Nacht verfolgt. Die Stadt selbst wurde gleich allen übrigen Städten und Dörfern, durch welche die Franzosen zogen, angezündet und verbrannt.

### Rückzug bis *Smolensk*.

Um diese Zeit trat die erste Kälte früher und heftiger als in andern Jahren ein. Der Himmel schien nun all das Elend, was die französische Armee durch zwanzig Jahre in Deutschland und Italien verbreitet hatte, an derselben zu rächen, und den Uebermuth ihres Heerführers zu züchtigen. Das Elend der französischen Armee erreichte den höchsten Grad. Ohne andere Nahrung als gefrorenes Pferdfleisch, ohne stärkende Getränke, ohne gehörige Bekleidung sollte der Soldat übermäßige Märsche machen, und die Nacht ohne Obdach in der heftigsten Kälte zubringen.

Das war mehr als menschliche Kräfte ertragen konnten. Jede Nacht erfroren viele Hunderte, und eben so viele starben an gänzlicher Entkräftung. Eine Reihe von erstarrten Leichen bezeichnete den Weg, den die Armee gegangen war.

Die Soldaten warfen jetzt haufenweise die Gewehre weg; Ordnung und Mannszucht hatten aufgehört; der Soldat bekümmerte sich weder um den Offizier, noch der Offizier um den Soldaten, jeder war nur um seine Selbsterhaltung besorgt. In bunten Haufen von allen Regimenten

tern unter einander gemengt, in Kleidungsstücke gewickelt, die sie den vor Kälte und Entbehrung Verstorbenen abgezogen hatten, zwischen Kanonen und Gepäckwagen schritten sie vorwärts, und drängten sich an einander, um den streifenden Kosaken nicht in die Hände zu fallen.

Das Geld, welches der französische Soldat mit grausamer Härte so oft von den friedlichen Einwohnern erpreßt hatte, verlor in dieser Lage seinen ganzen Werth, und derjenige, welcher die Taschen voll Gold und Silber hatte, war darum nicht reicher, als jener, der keinen Häller besaß. Brot kaufte man mit Tabak, Branntwein, Stückchen Pelz u. s. w. und umgekehrt konnte man alles wieder um Brot eintauschen.

Die Straßen waren durch die außerordentliche Kälte mit Glatteis überzogen. Man hatte vernachlässiget, die Pferde scharf beschlagen zu lassen. Aus Mangel des Futters entkräftet, konnten sie nicht mehr ziehen; bis vierzehn schleppten oft an einer Kanone, und waren nicht im Stande, sie über den kleinsten Hügel hinauf zu bringen. Der größte Theil derselben war gefallen oder aufgezehrt. Bis auf einige Garde-Regimenter hatte die Reiterey alle Pferde eingebüßt, oder zur Bespannung hergegeben, und war zu Fuß. Dessen ungeachtet mußte die französische Armee bey Dogorobusch mehr als 100 Kanonen zurück lassen.

So kam die französische Armee in Smolensk an; 400 Kanonen waren auf dem Marsche von Moskau bereits verloren gegangen, und die Armee bis auf 60000 Mann zusammen geschmolzen. Von diesen war kaum die Hälfte unter den Waffen.

In der fürchterlichsten Verwirrung wurde die Stadt geplündert. Die Magazine enthielten kein Brot, nur Mehl; bey der herrschenden Unordnung konnte keine gleiche Austheilung gemacht werden; jeder suchte zu erhaschen,

so viel er konnte, viele Tausende gingen ganz leer aus. An den Magazins-Thüren setzte es blutige Händel ab. Befehl und Gehorsam waren leere Worte.

Ein Offizier hatte mit vieler Mühe einen großen Laib Schweizerkäse erhascht, und eilte damit über die Straße. Einige Soldaten sehen ihn, halten ihn auf, und wollen ihm den Käse nehmen. Der Offizier wehrt sich, so gut er kann. Aber noch mehrere Soldaten eilen herbey, werfen den Offizier zu Boden. Der Offizier hält seine Beute mit den Händen und Zähnen fest. Die Soldaten ziehen die Säbel, doch nicht gegen ihn, sondern nur um im aller Eile den Käse auf dem Leibe des Offiziers zu zerschneiden. Jeder geht mit einem guten Stücke davon, und dem Offiziere bleibt nichts als die magere Rinde.

Diese Geschichte zeigt deutlich, wie groß der Hunger war, daß man alle Ordnung und Geseze darüber vergaß.

#### Rückzug nach Krasnoi.

Die Franzosen verweilten zwey Tage in Smolensk. Napoleon ließ einen Theil seines Gepäcks verbrennen, damit es nicht den Kosacken in die Hände falle. Alle noch übrigen Häuser der Stadt sollten bey dem Abzuge in die Luft gesprengt werden; doch die schnelle Ankunft des Generals Platow mit seinen Kosacken rettete die Stadt vom Untergange. Die Franzosen zogen nach Krasnoi.

Indessen war die große russische Armee, um den Franzosen zuvorkommen, durch einen Seitenmarsch zugleich mit derselben am 16. November bey dieser Stadt angekommen, und den folgenden Tag kam es zur Schlacht.

Napoleon war mit dem größten Theile seiner Gar den, die einzigen, die noch militärische Haltung hatten, bereits voraus gegangen. Das erste und vierte Armeekorps wollte folgen, aber sie wurden angegriffen, geworfen, und der bis jetzt unordentliche Rückzug der Franzo-

fen verwandelte sich in eine übereilte Flucht. Fünf und zwanzig Kanonen, mehrere tausend Gefangene, viele Fahnen und Adler, so auch der Kommandostab des Marschall Davoust fiel den Siegern in die Hände.

Das dritte Armee-Korps unter Marschall Ney bildete die Nachtruppe, und war einen Tagmarsch zurück. Die Russen verstellten ihm den Weg, und in weniger als einer Stunde war das ganze Korps zerstreut, einige tausend Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfelde, gegen 11000 ergaben sich zu Gefangenen. Nur Marschall Ney mit einigen Wenigen entkam. Zwanzig Kanonen und viele Fahnen und Adler fielen den Siegern in die Hände.

Eine unermessliche Beute wurde an diesem Tage gemacht. Das Gepäcke der Generale, die Kriegs-Kassen, alles, was die Franzosen auf ihrem Kriegszuge in Rußland und in Moskau geraubt und geplündert hatten, war schon wieder in den Händen der Russen. Murat hatte schon zwischen Smolensk und Krasnoi mit eigener Hand einen Theil seiner Equipagen verbrannt, wozu er sein ganzes Silbergeschirr den Flammen Preis gab. Mit einem langen Stöcke schürte er das Feuer zu, bey welchem er sich zugleich wärmte, und trieb mit demselben die Soldaten weg, die sich naheten, um etwas von diesen Kostbarkeiten zu erhaschen. Doch gelang es Etlichen, schön gestickte Schabraken zu entwenden, welche sie, unbekümmert um die goldene Stickerey um die Schultern hingen, um für die Kälte geschüzet zu seyn. Doch auch diese königlichen Pferdzierden fielen bey Krasnoi den Kosaken in die Hände.

Nach dem Treffen bey Krasnoi war die große französische Armee bis auf einige 30000 Mann zusammen geschmolzen, unter welchen kaum 10000 Wehrhafte; 25 Kanonen war der Rest der ganzen Artillerie, von Kaval-



lerie war schon längst keine Rede mehr. Die russische Armee hatte ihr bis jetzt 40000 Gefangene, worunter 27 Generale, gegen 500 Kanonen, 31 Fahnen und Adler und eine unermessliche Beute abgenommen. Sie zählte bey der Verfolgung des Feindes noch 70000 Mann, worunter über 16000 Mann Kavallerie, und führte gegen 100 Stück Geschütz mit sich.

### Rückzug von Krašnoi an die Berezina.

Die Franzosen setzten ihren Rückzug in Eile nach der Berezina fort. Dieser Fluß ist von Krašnoi ungefähr 26 deutsche Meilen entfernt.

Durch das Gefecht mit dem Marschall Ney am 18. November war der Marsch der russischen Armee etwas verzögert worden, und Napoleon hoffte, sich jenseits des Flusses Dnieper mit dem Viktor'schen, Dombrowsky'schen und dem Reste des Dudinot'schen Korps vereinigen zu können, die zusammen über 30000 Mann stark waren, und zahlreiche Artillerie mit sich führten, womit er den Russen die Stirn bieten konnte. Aber zwey russische Armeen, die Napoleon durch sein schnelles Vordringen nach Moskau in seinen Flanken gelassen hatte, jene des Generals Tschitschagow und des Grafen Wittgenstein, rückten von der entgegengesetzten Seite heran, und vereinigten sich, um ihm den Weg zu versperren.

So bald Napoleon die erst genannten Verstärkungen an sich gezogen hatte, sandte er den General Dombrowsky mit den Pohlen links gegen Borisow, welche der General Tschitschagow besetzt hatte; das Viktor'sche Korps aber schickte er rechts dem Grafen Wittgenstein entgegen, damit diese den Feind beschäftigen, und er seinen Rückzug ungehindert fortsetzen könnte. So erreichte er am 25. November die Berezina, und ließ zwey Meilen oberhalb Borisow, bey Sembin eine Brücke über

die Berezina schlagen, und ging über dieselbe ohne Zeit zu verlieren.

### Schlacht an der Berezina.

Dieser Uebergang wird wegen seiner Schrecknisse lang in dem Gedächtnisse der Soldaten bleiben. Der Zug über die Brücke dauerte zwey Tage. Gleich vom Anfange drängten sich die Truppen in Unordnung hinüber, und schon damals fanden Viele im Wasser ihr Grab. Aber als von den russischen Heeren die Korps von Viktor und Dombrowsky, welche zur Deckung des Uebergangs abgeschickt worden waren, zurück geworfen wurden, stürzte alles in wilder Flucht der Brücke zu.

Da erreichte Verwirrung und Schrecken bald den höchsten Gipfel. Artillerie und Gepäcke, Kavallerie und Infanterie, alles wollte zuerst hinüber. Der Stärkere warf den Schwächeren, der seine Flucht aufhielt, ins Wasser, oder schlug ihn zu Boden, gleichviel, ob er Offizier war oder nicht. Viele Hunderte wurden von den Kanonen gerädert, Viele suchten durchzuschwimmen, und erstarrten, Viele wollten über die hier und da befindliche Eisdecke gehen und versanken. Ueberall erfüllte ein Geschrey nach Hülfe die Luft, und nirgends war Rettung.

Unerwartet rückten die russischen Batterien heran, und fingen an, die Brücke und beyde Ufer zu beschießen. Da ergriff Schrecken und Verzweiflung die Fliehenden: mehrere Tausende streckten an der Brücke selbst das Gewehr, andere Tausende waren ertrunken, oder zwischen den Eischollen in der Geberde des Schmerzes oder der Verzweiflung erstarrt, eben so Viele wurden erschlagen, und eine Menge Kanonen und Bagage blieben verlassen auf dem linken Ufer zurück. Eine ganze Abtheilung vom Viktor'schen Korps 7500 Mann stark, nebst fünf Generälen hatte sich schon früher ergeben. Von Krasnoi bis über

die Berezina hatten die Russen über 20000 Gefangene, 200 Kanonen und eine unermessliche Beute genommen.

### Rückzug von der Berezina bis zum Flusse Niemen und von da weiter ins Preussische.

Ungefähr 40000 Mann Franzosen mit einer noch ziemlich bedeutenden Artillerie waren über die Berezina gekommen, aber in dem erbärmlichsten Zustande. Die Meisten hatten weder Schuhe noch Stiefeln, sondern Decken, Tornister oder alte Hüte um die Füße gebunden. Jeder hatte das erste Beste, was er gefunden, sich um Kopf und Schulter gehangen, um eine Hülle mehr zu haben gegen die außerordentliche Kälte, die mit jedem Tage um einige Grade zunahm. Mit alten Säcken, zerrissenen Strohmatten, frisch abgezogenen Häuten, die ihnen an den Leib angefroren, behangen, gingen sie mit untergeschlagenen Armen und tief verhüllten Gesichtern einher. Fast alle hatten die Waffen weggeworfen.

Da waren Offizier und Soldat gleich, jeder war gleich eingehüllt, glücklich der, wer irgendwo ein Stück Pelz erobert hatte. Die Garden unterschieden sich nichts mehr von den übrigen; sie waren wie diese zerlumpt, verhungert, ohne Waffen; alle Gegenwehr hatte aufgehört.

Das Verfolgen durch die Russen war nur mehr eine Jagd auf die Franzosen längs der ganzen Straße. Der bloße Ruf: Kosak! brachte ganze Kolonnen zum Laufen, und mehrere Hunderte wurden oft von wenigen Kosaken zu Gefangenen gemacht. Dieses Schreckenwort gebrauchten die Franzosen in diesem Zustande der dringendsten Selbsterhaltung manchmahl zu ihrem eigenen Vortheile. Zwischen Smorganie und Malodetschnie kam einer Kolonne ein kleiner Transport mit Lebensmitteln entgegen, der aber für eine andere bestimmt war. Plötzlich erscholl der Ruf:

Kosak! Kosak! die Eskorte wirft sogleich die Waffen weg, und entflieht, die Fuhrknechte schneiden die Stränge ab, und machen sich in Eile davon. Der Transport bleibt verlassen zurück. Indessen war das Geschrey nur ein absichtlich blinder Lärm gewesen, die Kolonne fiel über die Lebensmittel her, und verzehrte sie mit Heißhunger.

### Herzzerreißende Szenen dieses Rückzuges.

Der Weg, den die französische Armee zog, war mit Leichen bedeckt, und jedes Nachtlager unter freyem Himmel gleich am andern Morgen einem Schlachtfelde. So wie einer vor Ermattung hinstürzte, fielen die nächsten über ihn her, und zogen ihn, noch ehe er todt war, nackt aus, um sich mit seinen Lumpen zu behangen. Alle Häuser und Scheuern wurden verbrannt, um sich bey der Flamme zu erwärmen, und auf jeder Brandstätte lagen ganze Haufen von Todten, die sich der Hitze wegen genähert hatten, und aus Kraftlosigkeit dem Feuer nicht mehr hatten entfliehen können.

In Malodetschnie waren über tausend aus Ermattung zurück geblieben. Der größte Theil der Stadt war eingäschert. Zehn Soldaten heizten sich mit den Trümmern eines niedergebrannten Hauses einen Backofen aus, und nachdem sie ihn gehbrüg durchwärmt glaubten, nahmen sie die Kohlen heraus, und krochen sämtlich hinein. Doch sie hatten den Grad der Wärme verfehlt, statt sich zu wärmen, rösteten sie sich. Am andern Morgen fand man ihre Leichname versengt, und ihre Kleider zu Asche verbrannt daneben.

Jedes hell aufloodernde Feuer war für die Flüchtlinge eine frohe Erscheinung, aber leider oft zu ihrem Unglücke. Die streifenden Russen machten oft des Nachts rechts oder links vom Wege, auf welchem die Franzosen zogen, ein Feuer an, und entfernten sich. In kurzer Zeit naheten sich demselben Einzelne oder auch Scharen von Nachzüglern,

und wurden auf diese Art von den sauernden Russen gefangen.

Doch zuletzt bekümmerte man sich nicht mehr um Gefangene; die ganze Landstraße wimmelte davon, und hier sah man herzzerreißende Szenen des Gräuels, die noch nie erlebt worden sind. Von Rauch und Schmutz ganz schwarz schlichen die Franzosen wie Gespenster auf den Brandstätten unter ihren todtten Kameraden herum, bis sie hinsielen und starben. Mit bloßen Füßen, in denen der Brand schon war, hinkten noch manche auf dem Wege bewusstlos fort; andere hatten die Sprache verloren. Viele waren vor Hunger und Kälte in eine Art wahnsinniger Betäubung gefallen, in welcher sie Leichname rösteten und verzehrten, oder sich selbst Arme und Hände benagten.

Manche waren schon so schwach, daß sie nicht einmal mehr Holz herantragen konnten. Diese saßen auf ihren todtten Gefährten, dicht gedrängt um irgend ein kleines Feuer, das sie gefunden, herum, und starben, wie dieses erlosch. In dem Zustande der Bewußtlosigkeit sah man sie freywillig ins Feuer hinein kriechen, und wimmernd sich verbrennen, in der Meinung sich zu wärmen, und andere sah man ihnen nachkriechen und den nähmlichen Tod nehmen.

Von Wilna war die Division Loison, ungefähr 10000 Mann stark, meistens deutsche Truppen der Armee bis Osmana, sieben Meilen weit entgegen geschickt worden, um von dort aus den Rückzug zu decken. In vier Tagen war diese Division, ohne sich geschlagen zu haben, durch Märsche und durch die Kälte bey den freyen Nachtlagern auf 3000 Mann herabgeschmolzen, und dieser Rest ward vor Wilna theils zusammen gehauen, theils gefangen.

Drey Regimenter neapolitanische Garde, worunter zwey zu Pferde, wurden zwey Tage später als jene Divi-

sion, dem Napoleon entgegen geschickt, um ihn vor den streifenden Kosaken zu schützen. Am Tage des Ausmarsches hatte die Kälte 22 Grade erreicht. Eine so heftige Kälte ist bey uns nie, und selbst in Rußland selten. Die armen Neapolitaner, nur an ein freundliches Klima gewöhnt, waren schon halb erstarrt, als sie zum Thore hinaus marschirten. Nach einigen Stunden kam der dritte Theil der ganzen Schar halb todt zurück, mit erfrorenen Händen, Füßen und Nasen.

### Napoleon reiset nach Paris.

Napoleon ging den 6. Dezember in geringer Begleitung durch Wilna. Seine Rückreise geschah in großer Eile. Anfangs war er noch von Garden umgeben, fuhr aber in der Regel im Wagen des Marschalls Berthier, und ließ den seinigen unter starker Bedeckung in einer gewissen Entfernung leer nachfahren, damit die Kosaken, wenn sie ihn einhohleten, getäuscht würden, und ihn im leeren Wagen sucheten. Der Wagen des Marschalls Berthier hatte nur eine sehr geringe Bedeckung, und die Glasfenster waren blind gemacht.

Von Malodetschnie aus reifete er in größter Eile vor der stiehenden Armee nach Paris. In Osmiana verweilte er die nächste Nacht, und glaubte sich vor jeder Verfolgung des Feindes sicher. Plötzlich drangen Kosaken in das Städtchen ein, und sprengten in die Straße, wo Napoleon wohnte.

Es entstand ein ungewöhnlicher Lärm. Napoleon ließ eilig die Lichter auslöschen, die in seinem Zimmer noch brannten. Die Kosaken ritten bey den nur dunklen Fenstern vorüber, und fielen in ein anderes erleuchtetes Haus ein, wo sie Beute machten, und sich dann entfernten.

Die geringe Begleitung konnte endlich Napoleon

aus Ermüdung der Pferde auf der schnellen Reise nicht folgen. Er war zuletzt ohne alles Gefolge.

So traf er am 11. Dezember 1812 in *Stawiski*, einem Dorfe zwischen *Suczyn* und *Łomża* ein. Um schnell fort zu kommen, sprang er selbst aus dem Wagen, er behandelte in eigener Person einen sich in der Nähe befindlichen Schlitten mit zwey Pferden, und erlaubte einem polnischen Juden, sich als Wegweiser neben den Kutscher zu setzen.

In der Gegend von *Ostrołęka* traf er mit seinem Schlitten auf einen Zug österreichischer Pferde, die ein Offizier von *Hohenzollern Cheveaux-Legers* zur österreichischen Armee führte. Der Zug ging langsam; Napoleon wollte ihn schnell mit seinem Schlitten durchbrechen. Der Offizier um Unordnungen vorzubeugen, befohl dem Kutscher zu halten; denn er hatte Napoleon in einer so gemeinen Kibitze nicht vermuthet, und ihn auch nicht erkannt.

Es entspann sich ein Wortwechsel; Napoleon, der sich auf seiner Flucht nicht zu erkennen geben wollte, bestand darauf, weiter zu fahren; der Offizier aber gab nicht nach, und der Schlitten mußte so lange warten, bis die ganze ziemlich weitläufig marschirende Kolonne vorüber war. So mußte sich Napoleon, vor dessen Befehl sich Millionen Menschen beugten, nach dem Willen eines untergeordneten Offiziers fügen.

#### Ankunft der französischen Armee in *Wilna*.

Die französische Armee zog vom 7. bis 9. Dezember 1812 in fürchterlicher Unordnung und in einem bedauernswürdigen Zustande durch *Wilna*. Die Soldaten fielen vor Kälte und Ermattung dahin, alle Straßen füllten sich mit Leichen und Sterbenden, und viele, welche sich noch kräftig fühlten, hohlten sich häufig an zu begierig genossenen

Speffen und Getränken den Tod. Viele von den Einwohnern, denen Verzeihen süßer als Rache war, (denn die meisten hatten Plünderung und Mißhandlung bey dem Durchzuge der Franzosen im Anfange dieses Krieges erlitten,) zeigten sich als Wohlthäter der leidenden Menschheit, und pflegten sie wie der barmherzige Samaritan; andere aber, die weniger menschliches Gefühl hatten, trieben ihr muthwilliges Gespötte mit diesen Elenden.

Am 11. Dezember Morgens erscholl plötzlich das Schreckenwort: Kosak! Kosak! und in der That zeigten sich dieselben. Die Soldaten stürzten aus den Häusern, und flüchteten nach den Thoren der Stadt. Da fielen die Juden, Jung und Alt, durch Rache und Habsucht verleitet, über sie her, und erschlugen deren eine große Anzahl.

Dieser Kampf kostete besonders vielen Soldaten von der Garde das Leben; denn unter allen französischen Truppen hatten diese aus unverzeihlichem Muthwillen ganz vorzüglich die Juden gequält, und ihre Rache gereizt. In der Eile des Durchzugs blieb die Stadt von Brand und Plünderung verschont.

### Rückzug über den Niemen.

Von Wilna zogen die Franzosen nach Kowno, und von da über den Fluß Niemen zurück. Kaum 25000 Mann von der ungeheuren Armee, die zu Anfang des Krieges über diesen Fluß gezogen war, kamen über denselben zurück. Die Artillerie war ganz dahin. Der größte Theil von dem Ueberreste derselben mußte schon vor Wilna zurück gelassen werden, der Rest ging bis Kowno verloren. Die Russen machten bey dem ganzen Rückzuge weit über 100000 Gefangene, worunter allein über 50 Generäle, und nahmen gegen 900 Kanonen.

Von Kowno wurden die Franzosen noch immer



verfolgt. Sie zogen sich über die Weichsel zurück. Nur in den Festungen Thorn, Danzig, Zamostk, Modlin u. dgl. ließen sie Besatzungen.

### Preußen trennt sich von Frankreich.

Preußen, welches so viele Demüthigungen von Napoleon erfahren hatte, und durch Bedrückungen auf das Aeußerste gereizt war, benutzte diese Zernichtung des französischen Heeres, um sich an Rußland anzuschließen. Das österreichische Hülfsheer zog sich nach Galizien zurück, und trat vom Kriegsschauplatze ab.

Preußen entwickelte alle seine Streitkräfte, bewaffnete eine Landwehre, und both alles auf, um sich von Frankreich ganz unabhängig zu machen, und seinen Staat zu retten. Es rüstete sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Ewig ruhmwürdig wird in der Geschichte seyn, was die braven Preußen für ihr Vaterland thaten, ihr Heldennuth hat sich seither bey jeder Gelegenheit erprobt.

Durch die Vereinigung der Preußen mit den Rußen wurde das schwache französische Heer bis über die Elbe zurück gedrängt, nur die Festungen blieben in den Händen der Franzosen. Dadurch wurden alle Besitzungen des Königs von Preußen vom Feinde befreuet, und Sachsen war von den Verbündeten besetzt. Von Hamburg angefangen bis nach Dresden war die Elbe außer den Festungen, in den Händen der Verbündeten, und die leichten Truppen rückten bis an die Saale und nach Erfurt vor.

### Schlacht bey Lützen.

So standen die Sachen in der Mitte Aprills 1813, wo Napoleon mit einer neuen Armee von mehr als

300000 Mann aus Frankreich ankam, und den Kampf aufs neue begann.

Das russische Heer war zu weit vom Mutterlande entfernt, um in kurzer Zeit Verstärkungen an sich zu ziehen, und hatte einen Theil ihrer Streitkräfte zurücklassen müssen, um die Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe einzuschließen. Auch die Preußen hatten noch nicht alle ihre Streitkräfte entfalten und an sich ziehen können. Das französische Heer war ihnen in dieser Lage überlegen. Doch glaubten sie durch Muth und Tapferkeit zu ersetzen, was ihnen an der Zahl fehlte.

Am 1. May erreichte sie bey Lüben das französische Heer, und es begann eine fürchterliche Schlacht bey Großgörschen, in welcher beyde Theile einen ansehnlichen Verlust erlitten, ohne daß sich der Sieg ganz auf die eine oder die andere Seite neigte. Die Preußen eroberten einige Kanonen, und blieben Meister des Schlachtfeldes. Doch zogen sich die Verbündeten am 3. May langsam und in guter Ordnung über die Elbe nach Bautzen zurück, um Verstärkungen abzuwarten.

### Die Schlacht bey Bautzen.

Am 20. May 1813 griff Napoleon die Verbündeten bey Bautzen an. Diese blutige Schlacht, in welcher sich der Muth und die Tapferkeit der Russen und Preußen gegen einen weit überlegenen Feind erprobte, endigte sich mit dem Rückzuge der Verbündeten in eine Stellung, welche durch die Festung Schweidnitz gedeckt war. Beyde Theile hatten einen sehr großen Verlust an Todten und Verwundeten.

### Waffenstillstand.

Indessen hatte Napoleon schon vor den Gefechten von Bautzen Unterhandlungen zu einem Waffenstillstande

angebothen, und am 4. Junius kam derselbe als Vorbereitung zu einem Frieden zu Stande.

Unser allergnädigster Monarch Franz I. both sich zu einem Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten an, und ein Friedens-Kongreß sollte sich in Prag versammeln. Da Allerhöchst derselbe, der den Frieden seinen guten Unterthanen schon oft durch große Opfer erkaufte hatte, fühlte, daß ganz Europa unter dem Drucke dieses langwierigen und blutigen Krieges seufzte, wollte er seine freundschaftliche Vermittlung mit Macht unterstützen, und versammelte das österreichische Heer in Böhmen, in Steyermark und im Land ob der Enns, um mit Nachdruck das zu erzwingen, was göttliche Vermittlung vielleicht nicht vermögen könnte.

Frankreich schien einen festen und dauerhaften Frieden nicht zu wünschen, sondern den Waffenstillstand nur vorgeschlagen zu haben, um Zeit zu gewinnen, seine Heere zu verstärken.

Mit dem 16. August lief der Waffenstillstand zu Ende. Unser gnädigster Monarch, der alle Hoffnung zum Frieden durch Frankreich vereitelt sah, schloß sich an Rußland und an Preußen an, und der fürchterliche Kampf begann, welcher durch die Schlacht bey Leipzig am 16. bis 19. October 1813 der französischen Macht in Deutschland ein Ende machte, und die Ueberreste des gänzlich zernichteten Heeres bis über den Rhein in die Gränzen Frankreichs zurückdrängte. So wurde durch die Anstrengungen der verbündeten Mächte und durch die Hülfe des allmächtigen Gottes, der die gute Sache unterstützt, durchgeführt, was man sich zwey Jahre früher als möglich kaum geträumet hätte. Doch die Vorsehung Gottes waltet über das Menschengeschlecht, und das Schicksal aller Völker ist in Gottes Hand. Er schlägt den übermüthigen Feind, und gibt dem Gerechten den Sieg. Wenn er die Völker durch Krieg oft hart züchtiget, so ist er mit seiner Hülfe wieder da, wenn sie auf ihn vertrauen.

## Die Tropffstein-Höhle in Blasenstein.

So viele vaterländische Naturseltenheiten werden wie so Vieles, was wir eigen besitzen, entweder gar nicht beachtet, oder im Vergleich mit fremden Merkwürdigkeiten gering geschätzt. Dieses mag wohl auch mit der Tropffstein-Höhle zu Blasenstein der Fall seyn.

Der Tropffstein entsteht durch Tropfen, welche von der oberen Wand der Berghöhle entweder herabfallen, vertrocknen und verschiedene Formen und Gestalten (Stalagniten) bilden, oder diese Tropfen bleiben an der oberen Decke hängen, verdünsten, verhärten und bringen durch ihre Anhäufung die wunderbarsten Gestaltungen, die von oben herabhängen (Stalaktiten) hervor.

### P a g e.

Die Naturseltenheit, die Tropffsteinhöhle zu Blasenburg liegt in der Preßburger-Gespanschaft in Ungarn, ungefähr eine Tagreise von Wien, auf dem gräflich Palffischen Gute dieses Namens.

Von jener Anhöhe außer der Nußdorfer-Linie bey Döbling sieht man bey einem heiteren Tage gegen Nord-Ost eine Reihe blauer Hügel. Deutlich unterscheidet man unter ihnen die runde Gestalt des Haimburger-Berges und den spizigen Schloßberg von Preßburg. Der letzte dieser Berg- oder Hügelreihe gegen Mähren hin ist der Blasensteiner-Berg.

Der kürzeste Weg von Wien nach Blasenstein geht durchs Marchfeld bis an die österrichische Gränze, den Fluß March, dann auf ungarischem Boden durch einige von Slowacken bewohnte Dörfer nach dem gräflich Palffischen Schlosse Malaczka.

Auffallend ist der äußerst feine Wellsand, der hier fast

überall das Erdreich sehr tief bedeckt, in welchem kaum mageres Gras fortkommt, und der vom Winde aufgeregt, den Reisenden äußerst beschwerlich fällt. Diese ganze Gegend scheint einst das Beet der flachufrigen March gewesen zu seyn.

Hinter Malaczka fährt man ein Paar Stunden durch einen angenehmen Föhrenwald, der dem sandigen Boden gleichsam zum Troste entsteigt. So wie man den Wald zurückgelegt hat, eröffnet sich eine freundlichere Aussicht. Die Spur ehemahliger Verwüstungen, der Wellsand verliert sich, und vor dem erheiterten Blicke steigt eine Kette waldiger Berge empor, an deren Fuße friedliche Dörfer in angenehmer Entfernung zerstreut liegen.

Blasenstein, am Fuße des letzten Hügels, linker Hand lehnt sich zum Theil an den Rücken desselben, und hinter ihm öffnet sich eine waldige Schlucht, die den Wanderer gleichsam ins Innere der lebendigen Bergwelt zu locken scheint.

Ein altes Kastell (Schloß) bezeichnet die Spitze des Berges, in dessen Schooß die Tropfsteinhöhle verborgen ist. Der Berg ist nicht hoch, ungefähr wie der bey Mödling in dem so genannten Brühl, der die Trümmer der alten Burg dieses Namens trägt; auch so kahl ist er, und so hier und dort mit Nadelholz bewachsen. Am Fuße des Berges ist der Eingang in

### die Höhle.

Eine Thür verschließt den Eingang, der Weg ist geelnet, sicher geht oder steigt man in engen Gängen zwischen seltsam geformten Massen von Tropfstein durch, und gelangt bald in eine geräumige Höhle, bald wieder in enge Schluchten. Kleine in den Felsen eingepasste Leuchter, hier und dort an weiteren Stellen sogar eine Art von Kronleuchtern erhalten gleichmäßig und deutlich die wunderbar geformten

Gemächer und Abtheilungen der Höhle, und auf leichten Treppen steigt man in den übereinander liegenden Grotten auf und nieder, und kann sehr gemächlich alle Spiele der Natur bewundern. Denn bald scheint man in einen geräumigen Saal, bald in ein Theater, bald in eine Kapelle zu kommen.

Die immer schaffende und zerstörende Natur hat alles dieses ohne Zuthun der Menschenhände gebildet. Stets erzeugt sich hier Neues, das Alte stürzt ein, und seine Trümmer bilden neue Schöpfungen. Denn hier verbinden sich die Stalaktiten und Stalagniten zu lustigen Pfeilern und Säulen, dort liegen sie als Trümmer von alten Gebäuden wild unter einander, oder umgekehrte Pyramiden hängen von der Decke in kühnen Massen herab, und drohen mit jedem Augenblicke durch ihre Schwere herabzustürzen.

An jeder Pyramide von seltsam geformtem, halb durchsichtigen, grauweißen Kalksteine, wie sie von der Decke herabstrogen, hängt noch ein feuchter beweglicher Tropfen, er sickert entweder ein, und sein Verdünsten setzt dem obern Pyramiden (dem Stalaktiten) etwas zu, oder er fällt herab, in der Richtung, die der Zufall ihm gibt, und bildet sich zum Stalagniten, der aus unendlich vielen solchen herabgefallenen und unten vertrockneten Tropfen aufgebaut, in wunderbarer Gestalt empor steigt, um sich vielleicht mit dem Stalaktiten zur Säule zu vereinigen, wo nicht, wie Gletscherspitzen vom Boden aufzustehen. Endlich wird die obere Pyramide zu schwer, sie stürzt herab, und zerschlägt das, was sich unten aufgebaut hat, oder die allzuhoch hinauf ragenden Stalagniten fallen um, und auf alle diese umgestürzten Ruinen tropfen ewig neue bildende Flüssigkeiten herab, und es wird eine neue Gestaltung der Dinge daraus; und so geht es ins Unendliche fort.

Die Höhle soll sechzig Klaster tief seyn. Ein Hirtenknahe, der auf dem Berge seine Herde weidete, ließ von un-

gefähr einen Stein in ein Loch, das er vor sich sah, fallen. Der Stein fiel tief, der Knabe horchte — noch lange hörte er das Geräusch des fallenden Körpers, und theilte seine Entdeckung mit. So wurde diese merkwürdige Grotte gefunden, die allem Anscheine nach das ganze Innere des Berges einnimmt.

### Der kleine Gerngroß.

Ein Männchen, das dem Zwerggeschlechte  
Kaum um drey Zoll entwachsen war,  
Durchgrübelte manch liebes Jahr,  
Wie er sein Maß verlängern möchte;  
Doch graute schon gemach sein Haar,  
Und nach zehntausend Sorgenstunden  
War noch kein Mittel aufgefunden.

Auf einmahl ließ ein Charlatan  
Durch Zeitung, Trommelschlag verkünden:  
„Herbey ihr Lahmen, Tauben, Blinden!  
„Ich bin der Arzt, der helfen kann!  
„Das häßlichste Naturgebrehen  
„Darf Heilung sich von mir versprechen.“

Husch lief das Männchen zu ihm hin:  
„Herr Doktor, mir vergällt's mein Leben,  
„Dass ich so klein geliebet bin.  
„Sagt, könnt ihr mich für Goldgewinn  
„Ein wenig aus dem Staub erheben?“

„Warum nicht? dazu weiß ich Rath!“  
Sprach jener. „Kommt nur morgen wieder!  
„Indeß bereit' ich euch ein Bad,  
„Das streckt unfehlbar euch die Glieder.

„Bringt aber zehn Dukaten mit,  
„Die noch kein Wucherer beschneit.“  
Der Kleine schlug auf seine Tasche,  
Sprang, wie ein frohes Kind nach Haus,  
Und stach vor Freuden eine Flasche  
Des köstlichsten Burgunders aus.  
Er schritt im Traum der Nacht, als Riese,  
Stolz auf der Hoffnung Blumenweise  
Mit Hahnenschritten auf und ab,  
Und ging mit hochgetragener Scheitel,  
Und Rand-Dukaten in dem Beutel  
Des Morgens drauf zum Nestkupal.

In einer weiten Wanne rauchte  
Sogleich ein dunkler Kräutersee,  
Und das enthüllte Männlein tauchte  
Hinein der Glieder zarten Schnee.  
Drey Stunden mußt's ihm drin belieben,  
Und dabey ward es, wie ein Zeug,  
Gewalkt, gebürstet und gerieben,  
Und durchgeknetet wie ein Teig.  
Doch sproßten Freuden aus den Leiden,  
Denn — wunderbar! — als sein Gebein  
Das Herrlein wieder wollte kleiden,  
War ihm sein Röckchen viel zu klein.  
Vor Staunen außer sich gerathen,  
Und von Entzücken übermannt,  
Zählt' es dem Arzte mehr Dukaten  
Als er bedungen, in die Hand.  
Er sah nicht ein, daß in den Stunden,  
Da es im Bade Folttern litt,  
Ein Schneider mit dem Schelm verbunden,  
Den kleinen Rock noch kleiner schnitt.



Es jubelte wie neugeboren,  
Im kurzen Wamms die Stadt durch hin,  
Und schrie den Leuten in die Ohren:  
„Seht, seht, wie ich gewachsen bin!“

---

Ein Spiegel dächt mich dieß Geschichtchen  
Für manches lächerliche Wichtchen,  
Das klein an Geist und an Gemüth,  
Nach Rang und Würdengröße glüht.  
Es schwänzt, die Großen zu bewegen,  
Mit Umhut und Parade-Degen  
Oft in Pallästen aus und ein,  
Gießt freundlich einen goldnen Regen  
Auf Kammerdiener und Lackey'n,  
Trägt heute Spott und harte Worte  
Mit eines Lämmleins Duldsamkeit;  
Steht morgen an derselben Pforte  
Zu gleicher Kreuzeslast bereit;  
Und wenn es, lang herumgestoßen,  
Zulezt ein Titelchen gewann,  
Zähl't's aufgebläht sich zu den Großen,  
Und ist und bleibt ein kleiner Mann.

---

### Die verborgenen Hausdiebe.

Ein wohlhabender russischer Kaufmann in Petersburg legte eines Morgens, als er sich wusch, einen silbernen Ring neben sich auf den Ofen. Darauf wurde er schnell abgerufen, und vergaß seinen Ring. Erst nach einigen Stunden merkte er, daß er den Ring vergessen habe, eilte zurück, fand aber denselben nicht mehr. Nach-

dem er sorgfältig überall gesucht hatte, stellte er Nachsuchungen bey seinem Hausgesinde an; aber niemand wollte von seinem Ringe etwas gesehen haben. Der ganze Vorfall erregte bey ihm Verdacht, und er konnte daraus nicht klug werden.

Einige Tage darauf erzählte er die Sache in einem Gasthose, in welchem er sich öfters einfand, und jemand aus den Anwesenden versprach den Dieb gegen ein geringes Geschenk zu entdecken. Der Kaufmann sicherte ihm eine namhafte Belohnung zu, um nur des Verdachtes los zu werden.

Beide gingen in des Kaufmanns Wohnung. Hier befahl der Fremde, auf derselben Stelle, wo der Ring verloren ging, ein kleines schmieriges Silberstück, an einem dünnen Bindfaden fest gebunden, nieder zu legen. Das Zimmer wurde am Abende, wie gewöhnlich, verschlossen.

Am andern Morgen war das Silberstück sammt dem Faden verschwunden. Jetzt wurden alle Winkel der Stube untersucht, und endlich entdeckte man in der anstoßenden Stube unter einem alten Kleiderschranke, der schon lange nicht verrückt worden war, den Faden, der aus einem Mäuseloch hervorragte. Die Dielen wurden aufgebroschen, der Wohnung der unterirdischen Diebe nachgegraben, bis sie völlig sichtbar war. Hier fand man nicht nur den verlorenen Ring wieder, sondern auch mehrere andere, und darunter sehr alte Silberstücke, welche die Mäuse vermuthlich wegen des anklebenden fetten Schmutzes zusammen getragen hatten. Der Kaufmann gestand, daß diese kleinen Diebe in ihm öfters großen Verdacht gegen sein treues Hausgesinde erweckt hätten.

---

### Sätze zum Ueberlegen.

Der Anblick eines Glücklichen macht froh; das Bewußtseyn, einen glücklich gemacht zu haben, macht selig.

Um reich zu werden, braucht man nicht Geld nicht Gut, sondern Mäßigkeit und Genügsamkeit.

Der Thor dünkt sich weise; aber der Weise weiß, was ihm an Erkenntniß fehlt.

Die Unwissenheit, die sich selbst kennt, und sich selbst verurtheilt, ist keine wahre Unwissenheit; die wahre kennt sich nicht.

---

### Wie lang trägt man schon Peruquen?

Fast bey allen alten Völkern war es mehr oder minder Mode, das Haupt mit fremden Haaren zu schmücken. Die Hebräer, Perser, Meder und Griechen, auch die Römer kannten die Peruquen. Die alten Griechen verkauften sie an die andern Nationen. Der schlaue Feldherr Hannibal bey den Karthaginensern verstellte sich oft durch eine Peruque, um von den Feinden nicht erkannt zu werden. Die Kaiser Kaligula und Nero nahmen manchmahl Peruquen, wenn sie sich in Häuser einschlichen, wo sie nicht erkannt werden wollten. Man brauchte also in alten Zeiten die Peruquen meistens nur, um sich zu verstellen, und daher hört man noch bis auf den heutigen Tag den Ausdruck: „Der Mann oder diese Frau trägt falsche Haare, nehmt euch vor ihnen in Acht,“ d. i. sie sind verstellte, tückische Leute. So sagt man auch von einem Betrunknen: „Heute hat er eine Peruque,“ d. i. heute ist er entstellt, er gleicht sich nicht.“

In Nürnberg wurden bereits im Jahre 1575 eine Gattung Peruquen verfertigt, welchen man den Nahmen Atzeln, oder Haaratzeln gab. In eben demselben Jahre trug schon Heinrich III. eine Peruque, weil er seine eigenen Haare durch eine Krankheit verloren hatte. Unter Ludwig XIII. König von Frankreich wurden sie häufig getragen, und im Jahre 1626 trugen sie alle Hofleute und die höheren Stände. Im Jahre 1643 führte Ludwig XIV. König von Frankreich, die großen Alonge-Peruquen ein, die wir noch jetzt an den Portraits der Großen, selbst der Feldherren und Generale dieser Zeit sehen.

Im Jahre 1711 durfte niemand vor Kaiser Karl VI. ohne eine solche zwey- oder dreyzöpfige Peruque erscheinen. Sie wurden meistens in Paris verfertigt, und mit großen Kosten von daher gebracht. Der Preis für eine war oft 100 bis 200 Thaler. An einigen Höfen war es sogar eine besondere Auszeichnung, wenn Staatsdiener oder Hofbeamte in solchen dreyzöpfigen and gelockten Peruquen erscheinen durften. Der Bürgerstand fand nie Gefallen daran, und lächelte oft über diese Haarwolken, durch welche das Gesicht kaum hervorguckte. Nach und nach kamen sie auch aus der Mode, denn sie waren im Sommer sehr warm, und erregten Schweiß. Man trug sie einfacher, mit etlichen Locken, und nur einem Zopfe, aber noch vor 40 Jahren glaubte jeder Staatsdiener sein Ansehen zu vergrößern, wenn er eine weiß gepuderte Peruque auf dem Kopfe hatte.

### K o p f p u h.

An die Stelle der Peruquen kamen nun die gekräuselten und gepuderten Frisuren, auf welche sich manches junge Herrchen viel einbildete. Es war ein Jammer, stundenlang am Puktsische wie angenagelt zu sitzen, und sich von dem Haarkräusler zerzausen zu lassen, und den Puderstaub einzuathmen.

Die Haare wurden mit heißem Eisen in Locken gedreht, vertrockneten dadurch, und fielen aus. Die Pomade und der Puder, welche immer auf dem Kopfe lagen, verstopften die Schweißlöcher, und verhinderten die Ausdünstung des Kopfes, wodurch mancherley Unpäßlichkeiten und Krankheiten entstanden. Viele Kahlköpfe, die wir heute noch sehen, haben gewiß ihre Haare durch diese Mode verloren.

### Einfacher Haarschnitt.

Endlich kehrte man, und zwar erst vor einigen Jahren, zur Natur zurück. Man schnitt die Haare rund ab, entfernte Puder und Pomade, und that dadurch besonders Kindern eine wahre Wohlthat. Und was bildet wohl den Kopf besser, als ein schönes, reinlich gehaltenes Haar? Aber es gibt Menschen, die sich nur durch Künsteleyen und Verzierungen am Körper gefallen. Erbärmliche Männchen! Ihre Seitenhaare müssen schroff und struppig, als wenn sie eben gezauset worden wären, in die Höhe stehen, oder hangen ihnen in langen Zotten über die Stirne herab, und rauben ihnen die Hälfte des Augenlichts, das Andere durch ein Paar Augengläser zu ersetzen glauben, und welche dadurch die Augen vollends schwächen.

Sehr wahr hat vor Kurzen ein braver Mann gesagt: „So oft ich ein junges Herrchen mit Brillen an der Nase einher steigen sehe, so denke ich: Armer Tropf, du bist nicht kurzichtig, gewiß aber kurzsinzig“ (arm an Verstande.)

Was ist nun von der Mode zu halten? — Es gab immer Moden und wird sie immer geben. Der Kluge legt ihnen keinen Werth bey, er sucht sich durch Vorzüge des Verstandes und Herzens hervorzu thun, und sieht mitleidig auf jene hin, welche durch zierlich zugeschnittene Kleider, durch gekräuseltes Haar und allerhand Ziererey zu glänzen suchen, und über den bescheidenen Mann die

Nase rümpfen und hämisch lachen, wenn sein Kleid einen altmodischen Schnitt hat. So sehr der Verständige alle neumodische Ziererey verachtet, so hält er sich doch in seinem Anzuge sehr reinlich; und so wenig er der Erste in der Mode seyn will, eben so wenig will er der Letzte bleiben. Er hält den Mittelweg zwischen alt- und neumodisch, und ist überzeugt, daß nicht das Kleid den Mann ziert und ehrt, sondern die guten Eigenschaften.

---

D i e

### R o s e u n d d e r D o r n.

„Nein, nein, die Rose pflück' ich nicht,“  
Sprach Wilhelm, „denn der Dorn der Rose sticht“  
Franz, den darauf die Mutter schickte,  
Löst erst die Dornen ab, die Rose brach er dann,  
Und froh, daß ihm sein Kunstgriff glückte,  
Sah er die Mutter lächelnd an.  
Die Mutter gab ihm einen Kuß:  
„Lieb' sey“, sprach sie, „des Fleißes edler Sporn,  
„Sie scheut nicht Müß', sie scheut nicht Dorn.  
„Wird Wilhelm noch, um Andre zu erfreuen  
„Die Dornen einer Rose scheuen?“

---

### Gräßliche That zweyer in der Jugend ver- wahrloseter Menschen.

Konrad Sch\* war ohne allen Unterricht in Unverstande, Wildheit und Aberglauben aufgewachsen. Hatte er

keine Gelegenheit, oder waren seine Aeltern so gewissenlos, ihn nicht in die Schule zu schicken, ist mir nicht bekannt.

Als er erwachsen war, diente er in einem Bauernhose auf der Herrschaft Ebernberg in Oesterreich im W. U. W. W. in der Gegend von Wienerisch-Neustadt als Knecht. Hier lernte er zwey Juden kennen, welche im Orte öfters Waare zum Verkaufe anbothen. Diesen machte er glauben, daß er tausend Gulden Konventions-Geld im Walde vergraben hätte, und es gern mit einem Nutzen gegen Banko-Zettel umwechseln möchte. Er rieth ihnen an, sich zu diesem Tausche mit hinlänglichem Gelde zu versehen, und ehestens wieder zu kommen. Die Juden borgten von einem ihrer Glaubensgenossen 1200 Gulden, und kamen nach acht Tagen zurück.

### Schreckliche That.

Indessen hatte Konrad Sch\* seinen Mitknecht Thomas G\* beredet, die Juden auf diese Art tief in den Wald zu locken, sie zu ermorden, und das Geld, welches sie bey sich haben würden, ihnen zu rauben. Da Thomas G\* nicht einwilligen wollte, sagte er: „Nie würde ich mich entschließen, einen Christen, meinen Nebenmenschen umzubringen, aber um Juden, die schon ohnehin von Gott verdammt sind, ist kein Schade; einen Juden zu ermorden, keine Sünde; denn sie haben einen ganz andern Glauben, und keine so gute Seele, wie Christen. Sagt doch selbst das Sprichwort: Judenseele — Hundseele, oder du bist hin wie eine Judenseele.“

So brachte dieser Unglückliche, der in seiner Jugend keines Besseren war belehret worden, und vielleicht in der Folge auch den Unterricht in der Predigt und Christenlehre versäumt hatte, seinen Kameraden dahin, daß auch er glaubte, einem Juden das Leben zu nehmen, sey eine unsträfliche That, die das Gewissen nicht beunruhige, und bey-

de entschlossen sich zu dem unseligen Morde. Sie gingen mit den Juden in den Wald, und schlugen sie mit einer Art, die sie heimlich mitgenommen hatten, und mit einem Prügel erbärmlich todt. Sie zogen die Erschlagenen an den nahen Bach, nahmen ihnen das Geld, und gingen in das Wirthshaus eines nahen Dorfes, wo sie bis Mitternacht zechten.

Hier wollten sie das Geld zählen; da sie aber weder lesen konnten, noch die Ziffer kannten, so bathen sie einen Bauer, der sich eben in der Schenke befand, ihnen das Geld in dem Nebenzimmer zu zählen, und gaben vor, es aus der Lotterie gewonnen zu haben. Dieses schon erregte Verdacht.

So flüht es die göttliche Vorsehung immer, daß die geheimsten bösen Handlungen von jenen selbst, die sie begangen haben, wider ihren Willen und ihr Wissen verrathen werden.

### Die Strafe folgt der Frevelthat.

Aber auch ihr Gewissen plagte sie nach der bösen That. Sie hatten den Aberglauben, daß die Juden, wenn sie die Körper ihrer ermordeten Glaubensgenossen fänden, dieselben wieder durch gewisse Ceremonien, Gebethe, durch Heulen und Jammern redend machen, und sie um ihre Mörder befragen könnten, wodurch sie verrathen würden.

Sie gingen daher am zweyten frühen Morgen nach der grausamen That wieder in den Wald, schnitten den Leichnamen die Köpfe ab, und trugen sie Abends über eine halbe Stunde weit in eine tiefe Höhle, die ewige Lucken genannt, um sie dort zu verbergen, damit sie nicht gefunden würden, und nicht wider sie aussagen könnten.

Aber der Jude, welcher die 1200 Gulden hergeliehen hatte, vermiste nur gar bald die zwey Ermordeten. Er machte die Anzeige bey Gericht, und man spürte den Mördern nach. Man wußte, daß sie von zwey Knechten in den



Wald begleitet worden waren: die Geschichte im Wirthshause bestärkte den Verdacht; Konrad Sch\* und Thomas S\* wurden gefänglich eingezogen. Sie gestanden ihre gräßliche That mit allen angegebenen Umständen, und wurden am 13. Hornung 1806 zu Wienerisch-Neustadt nach den Landesgesetzen mit dem Strange hingerichtet.

Während ihrer Gefangenschaft wurden sie von einem menschenfreundlichen Priester öfters besucht, der sie in der Religionslehre unterrichtete, und über ihr Verbrechen belehrte. Sie erkannten die Schändlichkeit ihrer Missethat, und bereueten sie von Herzen.

Wenn eine so schaudervolle That den Abscheu eines jeden gefühlvollen Menschen erregt, so müssen wir doch inniges Mitleid mit den zwey unglücklichen Mördern haben, welche in einer gänzlichen Verwahrlosung, ohne allen Religions- und Schulunterricht aufgewachsen waren, und welche der Aberglaube und Hang zu sinnlichen Genüssen von dem geraubten Gelde zu der unmenschlichsten That verleitete, und in das größte Elend stürzte. —

Wer erkennt nicht die Wohlthat unsers Landesvaters, der allenthalben Schulen errichtet, dieselben mit fähigen und eifrigen Religions- und Schullehrern versehen hat, daß es dem ärmsten Kinde in dem entferntesten Dorfe, in der entlegensten Hütte leicht wird, dieselben zu besuchen, sich in der Religions- und Sittenlehre, im Lesen, Schreiben, Rechnen und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten zu lassen, und sich zu einem guten und verständigen Menschen zu bilden? Zwingen nicht unsere Landesgesetze selbst die gewissenlosen Aeltern, welche ihre Kinder nicht zur Schule schicken, durch festgesetzte Strafen, dieselben von dem Unterrichte nicht abzuhalten?

Durch diesen wohl eingerichteten Unterricht werden auch die gräßlichen Verbrechen in unserm Kaiserstaate immer we-

niger. Unser Landesvater hat sogar dafür gesorgt, daß jene Bedauernswürdige, welche sich einiger Vergehungen schuldig gemacht haben, und in Arbeits- und Strafhäusern, in Gefängnissen und an andern Straförttern auf einige Zeit für ihre Verbrechen büßen, in der Religion und in den nützlichsten Schulkenntnissen von eigenen Lehrern unterrichtet, zur Besserung ihres Lebens angeleitet, und zur Arbeitsamkeit gewöhnt werden, damit sie nicht wieder ähnliche Verbrechen begehen.

Danken wir dafür der väterlichen Sorgfalt unsers gnädigen Monarchen. Benützet aber auch, junge Freunde, den Unterricht, den ihr genießet; wachet über euch, lasset euch zu keiner Handlung hinreißen, die euer Gewissen nicht billiget, haltet vielmehr andere davon ab, und wisset, daß die erste Abweichung von der Bahn der Tugend euch immer tiefer auf Irrwege führt.

---

D i e

### Metropolitan = Kirche bey St. Stephan in Wien.

Fast im Mittelpunkte der Stadt auf einem geräumigen Platze erhebt sich dieser durch sein Alter und seine Bauart würdige Tempel mit seinem majestätischen Thurme, der in einem Umfange von mehreren Meilen die Nähe der Hauptstadt ankündigt.

Heinrich II., Jasomirgott genannt, erster Herzog von Oesterreich, ein Sohn des heiligen Markgrafen Leopold, soll zwischen den Jahren 1140 und 1150 außer den Stadtmauern Wiens, weil die damals noch kleine Stadt keinen geräumigen Platz darboth, eine Kirche haben erbauen lassen, welche unter den folgenden Regenten zu die-

sein majestätischen Tempel Gottes erwuchs. Im Jahre 1258 brannte die alte Kirche gänzlich ab, so daß auch die Glocken zerschmolzen sind. Kaum war sie wieder aufgebauet, so wurde sie im Jahre 1275 durch eine neue Feuersbrunst in Asche gelegt. *Ottokar*, Herzog von Oesterreich und König in Böhmen, ließ sie dann vom Grunde auf wieder herstellen.

Im Jahre 1278 stattete Kaiser *Rudolph I.*, nachdem er den König *Ottokar* auf dem Marchfelde besiegt hatte, dem allmächtigen Gott seinen feyerlichen Dank in derselben ab. —

### Die erste Vergrößerung

erhielt die Kirche im Jahre 1326 durch die Kreuz-Kapelle am Hauptthore, welche durch eine Stiftung des Ritters *Ulrich von Tirna* und seinen Schwestern *Abelheid* und *Elisabeth* erbauet wurde. Von nun an wurde die Kirche unter den folgenden Regenten immer mehr erweitert und verschönert. Beträchtliche Kosten wurden dazu verwendet, so daß Herzog *Albert II.* im Jahre 1339 eine allgemeine Steuer ausschrieb, welche jedermann, selbst die Kinder in der Wiege nicht ausgenommen, mit einem Groschen bezahlen mußten, welches in diesem Zeitalter eine sehr große Abgabe war. Durch diese Beyträge wurde in dem folgenden Jahre 1340 ein neuer Chor zu Stande gebracht, welchen Herzog *Albert* zu Ehren des heiligen *Stephan* einweihen ließ.

*Alberus* Sohn, *Rudolph IV.*, mit seinen Brüdern *Albrecht III.* und *Leopold* vergrößerten vom Jahre 1369 angefangen die Kirche; sie ließen das Chor oder Sanktuarium bauen, die Gewölber vollends schließen, und das hohe Dach aufsetzen. Auch König *Mathias* von Ungarn, während seines Besitzes von *Wien*, dann Kaiser *Friedrich III.* und andere nachfolgende Fürsten setzten den Bau

fort, bis dieses Gebäude in einem Zeitraume von beynähe hundert Jahren, innerhalb welchen fast unausgesetzt gearbeitet wurde, in den gegenwärtigen vollkommenen und bewunderungswürdigen Stand kam, der sie unter die ersten Kirchen Europens erhebt.

Im Jahre 1296 errichtete der Wiener Stadtrath mit Erlaubniß Kaisers Albert I.

### eine Schule bey St. Stephan.

Der Lehrer nannte sich Schulmeister des St. Stephan und der Pfarrkirche. Diese ist die älteste Schule Wiens, und wurde im Jahre 1772 zu einer Hauptschule erhoben. Da aber dieselbe in der Folge nach St. Anna übersezt wurde, so verblieb dort eine Trivialschule.

Im Jahre 1365 wurde die Pfarrkirche zum heiligen Stephan zu einer Propstey- und Kollegiat-Kirche erhoben. Im Jahre 1469 wirkte ihr Kaiser Friedrich IV. den Vorzug aus, einen Bischof wählen zu können, und im Jahre 1723 erhielt sie auf Vorschlag Kaisers Karl VI. auch einen Erzbischof.

Die Kirche ist ganz von Quader-Steinen aufgeführt, 57 Klafter lang, 37 breit und 13 Klafter hoch. Sie ist ringsherum von Außen mit steinernen Gängen von zierlicher Steinmearbeit umgeben, aus welchen das zweyfache Dach empor steigt, welches mit glasirten halbrunden Ziegeln von rother, grüner und weißer Farbe gedeckt ist. Ein und dreyßig große bis an die Gewölber reichende Fenster erleuchten nur sparsam das ehrwürdige Gebäude, obgleich in jedem Fenster 192 Glastafeln sich befinden.

Die Kirche pranget auf einem geräumigen und lustigen Plage,

der Stephans-Kirchhof oder St. Stephanöplaz genannt. Ehemahls wurden nähmlich, wie beynähe um

jede Pfarrkirche, die Todten hier begraben. Obwohl schon durch lange Zeit niemand mehr in diesem Kirchhofe beerdigt wurde, so war er doch noch vor 56 Jahren durch eigene Thore gegen die Schulerstraße, Singerstraße, den Stockameisenplatz und die Bischofsgasse abgefondert, welche alle Nacht geschlossen wurden.

Kaiser Joseph II. ließ diese Thore abreißen, und öffnete dadurch auch bey der Nacht die Gemeinschaft mit mehreren Gassen der Stadt. Jedoch stand vor dem Hauptthore der Kirche eine lange Reihe kleiner, unansehnlicher und aus der ehemahligen Kirchhofmauer entstandener Krämerbuden, nebst ein Paar unbedeutenden Häusern, welche die dortige Gegend für Fahrende und Gehende verengten, und die schöne Ansicht der Hauptkirche ganz benahmen.

Im Jahre 1792, während Kaiser Franz zur Krönung in Frankfurt am Main war, ließ der Magistrat jene Buden, und im Jahre 1804 noch einige unförmliche Häuser, die den Platz entstellten, abreißen, und dadurch jenen herrlichen Stephansplatz herstellen, der einer der schönsten Plätze Wiens ist, und auf dem sich die ehrwürdige Kirche in freyer Ansicht darstellt.

### Die Außenseite der Kirche.

An der Außenseite der Kirche sieht man sehr viele Grabmäler, darunter einige von sehr hohem Alter, die meisten aus dem 15. und 16. Jahrhunderte. So ist gleich am Eingange von der Seite gegen den Stockameisenplatz die steinerne Grabstätte des Otto Fuchs, welcher von einem altritterlichen Geschlechte aus Franken abstammte, und wegen seiner Scherzhaftigkeit bey Otto, Herzog von Oesterreich sehr beliebt war. Er starb um das Jahr 1334.

Unten an dem unausgebauten Thurme ist das Grabmahl des berühmten Protuzius Celses. Er war im Jahre 1449 den 1. Februar zu Wipfeld in Franken

geboren, und war der Erste aus den Deutschen, welcher die Ehre hatte, als Dichter vom Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg im Jahre 1488 am 1. May gekrönt zu werden. Er war lange Zeit in Wien Lehrer der Dichtkunst, und starb im Jahre 1508 im 49. Jahre seines Alters.

Die angesehensten Personen der Stadt wurden um die Kirche herum begraben, wie die vielen Grabmäler beweisen, deren Denkschriften merkwürdig zu lesen sind.

Nebst diesen Denkmählern steht man an der Außenseite der Kirche ein Standbild des Heilandes, die Seitenwunde unsers Erlösers genannt, und im Jahre 1614 errichtet; weiterhin einen Dehlberg mit der Jahreszahl 1502, eine steinerne Kanzel, auf welcher der heilige Johann Kapistran aus dem Franziskaner-Orden im Jahre 1451 geprediget, und worauf man einstens in der Armenseelen-Oktav ebenfalls Predigten gehalten hat; und andere Heiligenbilder und Statuen, die uns durch ihr Alterthum ehrwürdig sind.

### Der Stein in der Thorschwelle.

Innerhalb des Thores von der Ecke des Bischoffhofes herüber linker Hand ist ein weißer Stein in Messing eingesetzt, worauf nachfolgende Schrift, die aber jetzt nicht mehr ganz leserlich ist, sich befindet: „Dies ist der Stein, auf welchen bey Abfügung der Beine des heiligen Martyrs K o l o m a n n das Blut geflossen ist, welchen hierher der durchlauchtigste Herr R u d o l p h IV. Herzog von Oesterreich gesetzt hat.“

Die meisten Vorübergehenden küssen ihre Finger, bestreichen den Stein damit, und küssen sie dann wieder. Von diesen vielfachen Berührungen, wodurch man die Verehrung dieses Reliquiums anzudeuten glaubt, hat der Stein schon eine ziemliche Vertiefung, wodurch sich wenigstens

sein hohes Alter beweisen, und die Bemerkung ziehen läßt, daß dem Zahne der Zeit nichts widersteht, und alles nach und nach sich abnützt und zerfällt.

### Zwey Haken und ein Längemaß.

Hey dem Hauptthore sieht man häufig Landleute und andere Fremde aus der gemeinen Klasse zwey Haken betrachten, mit denen durch die Länge der Zeit ein Zirkel in der Mauer geritzt ist. Der Sage nach soll bey Erbauung der Kirche der Laib Brot um 3 Kreuzer die Größe des kleineren und jenen um 6 Kreuzer den Umfang des größern gehabt haben. Dieß ist ein Märchen; beyde Haken waren nur zur Anhängung des vorigen hölzernen Gitters ohne alle Nebenrückicht bestimmt.

An der Seite zur Linken sind zwey eiserne Stangen, von denen die untere das Wiener - Ellenmaß hat; die obere ist 4 Zoll länger und deutet entweder die alte Elle oder Klafter an.

### Innere Merkwürdigkeiten der Kirche.

Dem Hauptthore gegen über erblickt man bey dem Eintritte in die Kirche in einer großen Entfernung

### den Hochaltar,

der wegen seiner Herrlichkeit und Kostbarkeit in den Augen des Kenners großen Werth hat. Der Bischof Friedrich Graf von Breuner ließ ihn erbauen. Er ist aus schwarzem böhmischen Marmor, und mit eifs Bildern von weißem Marmor geziert. Seine Höhe beträgt eifs, und die Breite vier Klafter und vier Schuh. Der Künstler Johann Jakob Böck hatte denselben im Jahre 1640 angefangen und nach sieben Jahren vollendet. Das zinnerne Altarblatt, von Tobias Böck, einem Bruder des erst gedachten Bildhauers gemahlt, stellt die Steinigung des ersten Blutzeu-

gen, des heiligen *Stephan* vor, und ist von hohem Kunstwerthe.

Zu gleicher Zeit mit diesem herrlichen Altarblatte ließ der Bischof *Breuner* einen aus vielerley kostbaren Steinen zusammengesetzten Tabernakel hier aufstellen, welcher aber jetzt links auf dem großen Frauenaltare sich befindet. Dieser Bischof ließ auch die zwey Portale aus schwarzem Marmor bey der Sakristey, und gegenüber bey der Schatzkammerthür verfertigen, und andere Verschönerungen in der Kirche anbringen.

#### Die Domherren = Stühle.

Neben dem Hochaltare an beyden Wänden sind 16 Stände für die Domherren angebracht, deren jeder oben mit einem Brustbilde aus Holz geschnitten, versehen ist. Die zwey ersten stellen Kaiser *Friedrich II.* als den Stifter, und Papst *Paul II.* als den Bestätiger dieses Bisthumes, die übrigen aber die Reihe der Bischöfe, wie sie von dem ersten bis auf den Graf *Breuner* folgten, mit Wappen und Jahreszahl vor.

Weiter zurück gegen die Mitte der Kirche sind die alten Chorstühle von uralter Bildhauerarbeit, und rechts ober denselben das kaiserliche Oratorium, 1646 erbauet, in welchem der allerhöchste kaiserliche Hof dem Gottesdienste bezuwohnen pflegt. Gegenüber ist der Musik-Chor mit einer Orgel, die sich durch den hellen und reinen Ton vorzüglich auszeichnet.

Auf der einen Seite der Staffeln zum Hochaltare ist das Kreuzaltärchen, mit einem Altarblatte, den heiligen *Johann von Nepomuck* vorstellend, und auf der andern Seite der *Karl = Boromäus = Altar*. Beyde Altarblätter sind von prächtiger Mosaik, und von *Röpp von Felsenthal* gearbeitet.

Rechts vom vorderen Chore befindet sich der hohe *Passions-Altar*. Das Blatt stellt die Kreuzigung Christi vor,



und wird für ein Meisterwerk gehalten. Der Mahler *Sanderath* hat es im Jahre 1653 fertigget.

Neben an zeigt sich

das prächtige Grab Kaisers Friedrich III.,

an welchem er selbst zwanzig Jahre, und sein Sohn *Maximilian*, der ihm in der Regierung folgte, bis zur Vollendung beynah eben so lang unausgesetzt arbeiten ließ. Die Kosten beliefen sich auf 40,000 Dukaten, welches in dem damaligen Zeitalter eine ungeheure Summe war. *Niklas Perch* hat es fertigget.

Es ist aus salzburgischem, roth und weiß gesprenkten Marmor sehr fein ausgearbeitet, und hat in der Länge fünf, in der Breite zwey und eine halbe Elle. Man sieht daran bey 300 Figuren, viele Wappen und an den Ecken die Bildnisse der Churfürsten mit ihren Wappen. Auf dem Deckel ist Kaiser *Friedrich* in Lebensgröße in kaiserlicher Kleidung mit einer Krone auf dem Haupte, mit dem Reichsapfel in der rechten, und mit dem Scepter in der linken Hand, majestätisch entworfen. An dem Altare sieht man das Ebenbild des Kaisers nebst einer Tafel, worauf in Kürze seine Lebensbeschreibung ist.

Kaiser *Friedrich III.* wurde 1415 den 21. September geboren, 1440 den 2. Februar zu *Frankfurt* zum römischen Könige erwählt, 1442 den 24. Junius zu *Nachen* gekrönt, 1452 den 16. März mit der portugiesischen Prinzessin *Eleonora* vom Papste *Nikolaus* zu *Rom* vermählt, von dem sie auch beyde zugleich den 19. März sind gekrönt worden. *Friedrich* starb in *Linz* den 19. August 1493, sein Leichnam wurde den 27. zu Wasser nach *Wien* geführt, in die herzogliche Gruft, und erst am 1. November 1513 in dieses Grabmahl gelegt.

Unter den vielen Altären, die an den Hauptpfeilern, an den Wänden der Kirche und in den Kapellen sich befinden,

sind einige sehr alt, und haben Altarblätter von hohem Werthe, von den Künstlern Angelo, Auerbach u. dgl. gearbeitet.

Gast im Mittelpunkte der Kirche, der Kanzel gegenüber befindet sich

#### ein erzbischöfliches Oratorium,

in welchem der hochwürdigste Erzbischof der Predigt beyzuwohnen pflegt. Oben in der Nische des Fensters sieht man in den gemahlten Scheiben die Jahreszahl 1683 zum Andenken, daß in diesem Jahre am 1. August während der Predigt eine von den Türken abgeschossene Kugel durch dieses Fenster an den Kanzelpfeiler geprellt sey, welche unter den zu tausend versammelten Zuhörern keinen andern Schaden verursachte, als daß es einer Bürgerfrau die Füße zerschmetterte.

Die Kanzel an einem Pfeiler in der Kirche ist von sehr alter, mühsamer Steinmetzarbeit. Die vier Kirchenlehrer sind darauf abgebildet. Dessen Baumeister war Michael Anton Pilgram, der unter der Kanzel in Stein ausgehauen, und in der Stellung abgebildet ist, als wenn er eben aus einem unterirdischen Gemache bey einem Fenster herausstiege.

#### Grabmähler in der Kirche.

In der Kirche selbst findet man wieder viele Grabmähler, weil ehemahls nicht nur die verstorbenen Mitglieder der regierenden Familie, sondern auch die Erzbischöfse, der hohe Adel und andere angesehene Personen innerhalb der Kirche begraben worden sind. Darunter sind einige von sehr hohem Alter. So findet man bey dem Peter und Pauls = Altare einen Grabstein mit der Jahreszahl 1300. Er deckt die sterbliche Hülle des Otto.

An dem großen Frauenaltare sieht man das Grabmahl Rudolphs IV, und seiner Gemahlinn Katharina. Er

liegt auf dem Deckel rechter Hand im Harnische, mit dem Schwerte umgürtet, hat auf dem Haupte eine Zinkenkrone, und zu den Füßen einen Löwen.

Die Gemahlinn ist linker Hand in einem langen Kleide, hat zu den Füßen einen Löwen, auf dem Haupte eine Zinkenkrone und in der linken Hand ein Scepter.

Hier liegen auch der Cardinal und hierortige Bischof Melchior Klesel, gestorben 1630, der Cardinal und Bischof Joseph Graf von Trautsohn, gestorben 1757, der Cardinal und Bischof Sigismund Graf von Koltonitsch, gestorben 1731, dessen Bruststück am herrlichen Grabmahle von Mabafter und Marmor, noch bey seinen Lebzeiten durch den berühmten Künstler Donner verfertigt worden ist. Er verdient durch dieses Denkmahl bey uns im ehrwürdigen Andenken zu bleiben. Er sorgte, daß Ruhe, Anstand und Auserbauung in der Kirche herrschte, er führte das vierzigstündige Gebeth ein, das noch jetzt abwechselnd in allen Kirchen der Stadt und Vorstädte abgehalten wird. Er war in der That ein Vater der Armen, und gab, was er nur konnte; noch zulezt widmete er ihnen seinen Garten in der Leopoldstadt, und setzte die armen Waisen zu seinen Universal-Erben ein. Er bauete die Kirche zu St. Weis und das erzbischöfliche Kurat-Haus. Auf seinem Gute zu Gleysdorf stiftete er zum Unterrichte der Jugend ein Kollegium der Piaristen, und in Wien erhob er ihre Kirche zu einer Pfarre. Sein ganzes Leben war nur eine Reihe schöner und edler Handlungen. Tausend Thränen der Armen flossen auf sein Grab.

Unter dem Antonius-Altare liegt der Bischof Georg von Slatkonia, gestorben 1522, der zur Verzierung der Kirche und des ganzen Wiener-Bisthumes sehr viel beigetragen hat; an der Evangeliums-Seite des Maximilians-Altars ruht der Bischof Johann Faber, der im Jahre 1544 im 63. Jahre seines Alters starb, als eben die Pest

in Wien und in ganz Deutschland grausam wüthete. Noch sehr viele uralte Grabmäler sind hier, von denen ich nur jene anführen will, die uns an verdiente Männer Oesterreichs erinnern.

Neben dem Eingange zur

### K r e u z = K a p e l l e

ist das Grabmahl des berühmten Geschichtschreibers Johann Kuspinian. Er wird mit bedecktem Haupte nebst seinen Gemahlinnen und Kindern vorgestellt. Er war Doktor und Lehrer der Arzneywissenschaft, wurde von dem Kaiser Maximilian I. eigenhändig zum Dichter gekrönt, und von ihm so hoch geschätzt, daß er ihn zum Stadtanwald machte, und oft zu Gesandtschaften brauchte. Er starb den 19. April 1529 im 56. Jahre seines Alters.

In der Kreuz-Kapelle selbst, wo auf dem Altare ein großes geschnittes heiliges Kreuz andächtig verehrt wird, liegt die Herzoginn Emanuela von Savoyen, geborne Fürstin von Liechtenstein, eine Dame von seltener Gutthätigkeit, der diese Kapelle ihre größten Verzierungen zu verdanken hat.

Neben ihr ruhet ihr Gemahl, der große Feldherr und Staatsmann Prinz Eugen, Herzog von Savoyen, durch dessen Einsicht und Tapferkeit Ungarn auf mehrere Jahrhunderte von den Einfällen der Türken gesichert wurde, und von dem Wien so herrliche Gebäude aufzuweisen hat. Er starb im Jahre 1736. Vor beyden ruhete schon hier der kaiserliche General = Feldmarschall Emanuel Prinz von Savoyen, gestorben 1728, welcher dieses herrliche Familien = Grabmahl für die Herzoge von Savoyen errichten ließ.

In der Katharina = Kapelle ist das Grabmahl des Wiener = Bischofs Anton Wolfrath, gestorben 1639. Als dieser Mann nach vollendetem Studium der Gottesgelehr-

heit zur Erlangung der Doktors-Würde seine öffentliche Vertheidigung hielt, zeichnete er sich an Gelehrsamkeit so rühmlich aus, daß der Kardinal Bellarmín ihm voll Verwunderung seinen Kardinal-Hut aufsetzte und sagte: „Ueberhebe dich nicht, wenn dir einst ein solcher Hut zu Theil wird.“

Im Jahr 1631 ernannte ihn der Kaiser zum Bischöfe von Wien, und gab ihm dem ersten, den Titel eines Fürsten des heiligen römischen Reiches, welche Ehre nach ihm allen seinen Nachfolgern geblieben ist. Er hat den jetzigen erzbischöflichen Pallast vom Grunde aus aufgeführt, und eine kostbare Büchersammlung hinterlassen.

Die Grabchrift, von ihm selbst verfaßt, lautet: Ich war Abt, Bischof, Fürst. Ich bin Staub, Schatten, Nichts. Sein Herz wird zu Kremsmünster im Lande ob der Enns aufbewahrt, wo ihn die dortigen Benediktiner zum Abte erwählt hatten.

Neben dem St. Anna-Altare ist die Grabstätte des Franz Ferdinand Freyherrn von Rumel, Bischofs in Wien und Lehrmeister des Erzherzogs und nachmaligen Kaiser Joseph I. Er lebte zu Ingolstadt in stiller Einsamkeit, bis er im Jahre 1635 vom Kaiser Leopold I. zur Erziehung des Kronprinzen berufen wurde.

Der Kaiser übertrug ihm dieses ehrenvolle Amt mit den Worten: „Hiermit übergebe ich euch meinen kaiserlichen Prinzen, und mit ihm das römische Reich, sehet zu, daß ihr ihn wohl erziehet.“ Zur Dankbarkeit wegen der guten Erziehung dieses Prinzen setzte ihn der Kaiser im Jahre 1706 mit vielem Gepränge zum Bischöfe ein. Er hatte die traurige Pflicht, seinen Zögling und dankbaren Gönner, Kaiser Joseph I. im Jahre 1711 selbst begraben zu helfen. Er selbst starb im Jahr 1716.

## Die große Orgel.

Die große Orgel erfüllt durch den schmetternden und hellen Ton jeden mit Bewunderung, der sie in der Nähe hört. In der weitesten Entfernung in der Kirche ist ihr Klang rein und Ehrfurcht gebietend. Sie hat 32 Register und zinnerne Pfeifen von größtem Umfange. Sie befindet sich rückwärts ober dem Haupt- oder Riesenthore auf dem steinernen Chore. Georg Neuhäuser, vormahliger Kirchendiener, und nachmahls bürgerlicher Branntweimbrenner zu Wien, welcher im Jahre 1724 am 1. May gestorben ist, und unter dem Chore begraben liegt, hat sie verfertigen lassen. Sie wurde ehemals nur bey dem Ein- und Austritte der höchsten Herrschaften, und am Todes-Jahrstage des gedachten Neuhäuser gespielt.

Doch dieses große Werk war nicht so gut ausgefallen, als man es erwartete; bald zeigten sich beträchtliche Mängel, und man hörte auf, dieselbe zu spielen. Vor etwa 23 Jahren hat man angefangen, an der Verbesserung derselben mit großen Kosten zu arbeiten, und sie so herzustellen, wie sie jetzt ist. Sie wird alle Sonn- und Feiertage und an besonderen Festtagen gespielt.

## Die herzogliche Gruft,

in welcher die Eingeweide der verstorbenen Erzherzoge beigesetzt werden (ihre Leichname ruhen bey den P. P. Kapuzinern) befindet sich gegen das Hochaltar am Ende der Chorstühle. Sie ist uralt. Herzog Rudolph IV. hat sie laut einer Urkunde vom Jahre 1363, worin er seinen Sterbe-Gedächtnistag verordnete, für sich und seine Nachkommenschaft zur Begräbniß erwählet. Man bediente sich derselben auch bis zum Jahre 1576. Von dieser Zeit an gerieth sie wegen der langwierigen Kriegen-Anruhen und Verwirrungen in Oesterreich in solche Ver-

geffenheit, daß man fast ein ganzes Jahrhundert hindurch davon nichts wußte; bis endlich der Kammerdiener des Kaiser Ferdinand III., Namens Schnepf, unweit davon eine Familien-Grust sich erbauen ließ, bey welcher Arbeit man anfänglich eine Mauer, und nachdem man diese durchbrochen hatte, die Gebeine so großer und berühmter Fürsten entdeckte.

Nun öffnete man die Grust von oben. Auf vierzehn Stufen gelangte man in dieselbe hinab. Oben an dem Gemölbe zeigte sich eine in Stein ausgehauene Hand, welche gegen die Mitte, auf die Ruhestätte des Stifters Rudolphs IV., hinweist. Rückwärts an der Wand war ein Stein errichtet, in dessen oberem Theile ein einfacher Adler mit der Krone, und neben demselben ein doppelter erscheint, welche beyde österreichische Wappen an der Brust haben. Unten waren zwey Pickelhauben mit Pfauenfedern geziert.

Man eröffnete Rudolphs Grab. Sein noch ganzes Todtengerippe war sechs Schuh lang, und in eine schwarze Ochsenhaut eingemacht, worin er von Mailand, wo er am 27. Julius 1365 starb, nach Wien überbracht worden ist. Nach eröffneter Haut sah man ihn in einem gestickten Kleide liegen, woran das Gold noch einen lebhaften Glanz hatte. Es war noch ein Handschuh übrig und man fand an der linken Seite der Gebeine einen Ring. Dabey lag ein zweyschneidiges Schwert ohne Spitze.

Daneben rechter Hand waren in einem rothseidenen, mit Gold gestickten Mantel die Gebeine Wilhelms, Herzogs von Oesterreich, eines Sohns Leopolds, gehüllt, der den 11. Julius 1406 starb. Nebenbey fand man den ganz verzehrten Leib eines Jünglings mit einem zweyschneidigen Schwerte, nebst einem Apfel von Metall. Man hielt ihn für Friedrich, einen Sohn Herzogs Albert II., der im fünfzehnten Jahre seines Alters starb.

Weiters sah man Gebeine ohne Inschrift und Schwert. Man hält dafür, daß sie die irdischen Reste der Herzoginn Katharina, Gemahlinn Rudolphys IV. sind, welche 1395 starb. Sämmtlich vorgefundene Leichname wurden in kupferne Särge gelegt.

### D i e T h ü r m e.

Die zwey vorderen Thürme, welche gegen Westen stehen, sind die ältesten dieser Kirche; sie sind noch Ueberbleibsel von der alten zuerst erbauten Stephans-Kirche, und stehen also über 600 Jahre.

Sie sind bis zur Spitze ganz aus Steinen aufgeführt, und reichen nicht weit über das Kirchendach, weil dieses bey der zweyten Erbauung und Vergrößerung der Kirche um viele Klafter erhöht wurde. Im Jahre 1258 brannte die alte Kirche ab, und die Glocken in diesen Thürmen zerschmolzen. Im Jahre 1681 sprang die so genannte neue Glocke in dem Thurme von dem Stockameisen-Platze herüber. Weil man sie wegen ihrer Größe aus den engen Fenstern des Thurmes nicht herablassen konnte, wurde sie zerschlagen und Stückweise herabgeworfen. Bey Errichtung einer Ehrenpforte im Jahre 1772 fand man noch ein Stück davon, 290 Pfund schwer in der Erde vergraben, welches man vermuthlich damahls übersehen hatte.

In dem Thurme gegen den Bischofshof befindet sich von dem Chore hinein ein gewölbtes Zimmer, welches ehemahls im Winter das Oratorium für den Hof war. Man sieht noch bey dem Eingange den doppelten kaiserlichen Adler.

In beyden Thürmen hängen acht Glocken, welche im Jahre 1772, um sie harmonisch zu stimmen, umgegossen wurden. Die größte davon wiegt 81 Zentner und wird zum Umte und täglich um drey Viertel auf fünf Uhr zur Kirchney geläutet.



Gegen Osten ist der so genannte unausgebaute Thurm. Er ist später als der vollendete hohe Thurm, die Zierde der Kirche, und zwar erst unter Kaiser Friedrich III. im Jahre 1450 angefangen, und sehr langsam aufgeführt worden, indem nur zehn bis elf Personen daran arbeiteten. Im Jahre 1511 da er die Höhe von fünfzehn Klaftern erreicht hatte, stand man vom Baue ganz ab.

Man sieht linker Hand die Jahreszahlen 1499, 1502, 1507 und 1511 eingehauen, zum Andenken, wie weit man von Zeit zu Zeit mit der Aufführung fortgeschritten sey. Im Jahre 1579 wurde ein kleiner Thurm darüber gesetzt, welcher mit Kupfer gedeckt, dann mit einer Kugel und einem beweglichen Adler geziert war. Ein Sturmwind stürzte diese Kugel sammt dem Adler am 27. Februar 1761 herab, und das obere Mauerwerk an diesem Thurme wurde nach und nach so beschädiget, daß es im Jahre 1768 mit großen Kosten ausgebessert werden mußte. Daß der Baumeister Anton Pilgram, welcher den großen Thurm erbauet hatte, seinem Lehrlinge Johann Buchsbaum an diesem unausgebauten Thurme, weil er ihn noch herrlicher als jenen aufführen wollte, eine Falle gelegt habe, ist ein bloßes Märchen.

### Der hohe ausgebaute Stephans = Thurm

gegen Mittag, ist einer der höchsten in Europa und auf eine besonders künstliche Art aufgeführt. Herzog Rudolph hat im Jahre 1360 den Grundstein zu demselben gelegt. Vom Jahre 1407 wurde der Bau durch den Baumeister Anton Pilgram geführt und im Jahre 1433 vollendet. Man hat also 74 Jahre zur Vollendung dieses Meisterwerkes gebraucht. Der Taglohn für einen Steinmetz war fünf und für die übrigen Werkleute drei Pfennig. Eine alte österreichische Chronik erzählt, daß bis zum Jahre 1407 kein

behauener Stein zu diesem Thurme verwendet worden sey, der nicht an Werth und Arbeit einen Dukaten oder ungarischen Gulden gekostet habe, und daß der Bau bis zu dieser Zeit mehr als 44000 Gulden gekostet habe, welches in dem damaligen Zeitalter eine ungeheure Summe war.

Im Jahre 1449 schlug der Blitz in den Thurm und zündete, daß er inwendig brannte, auch nachher wurde er durch den Blitz so beschädiget, daß der Gipfel einzustürzen drohete; er wurde aber im Jahre 1519 wieder hergestellt. In eben diesem Jahre hat man bey der öffentlichen Freude über die Wahl Karls V. zum Kaiser den Gipfel mit Pech und Schwefelfeuer durch eine ganze Nacht beleuchtet. Ein Baumeister mußte das Feuer unterhalten. Aber der davon aufsteigende Rauch brachte ihm eine Krankheit und den Tod.

Im Jahre 1555 wurde er wieder wegen der Ankunft des Erzherzogs Maximilian und seiner Gemahlinn Maria mit Laternen beleuchtet, welches auch 1631 wegen des Belagers Erzherzogs Ferdinand III. und 1637 wegen dessen Wahl zum römischen König geschah.

Da im Jahre 1552 Rudolph II. als römischer Kaiser nach der Kirche zum heiligen Stephan zog, kam ihm vermittelst eines angebrachten Zugwerkes von der Spitze des Thurmes ein Adler bis zum Eingange in den Stephansplatz entgegen geflogen.

Die Spitze des Thurmes wird mit einem Kreuz und Adler verziert.

Als am 14. September 1683 bey St. Stephan das Dankfest wegen der Entsetzung Wiens von der türkischen Belagerung feyerlich begangen wurde, befahl Kaiser Leopold I. statt des Mondes das Kreuzzeichen zum immerwährenden Denkmahle auf die Thurmspitze setzen zu lassen. Lange wollte sich niemand zu dieser gefährlichen Arbeit herbeylaffen, obwohl man eine große Summe Geldes anbot.

Endlich trug sich der Ziegeldecker-Meister Kessytko, von Koblof unweit Droppau gebürtig, an, das Wert gegen eine Belohnung von 1000 Gulden nebst Kleidungen für sich und seine Söhne zu übernehmen; Andere hatten bis 5000 Gulden gefordert.

Am 12. Julius 1686 fing er sein Gerüst mit Beyhülfe seiner Söhne ober der Uhr von außen auf dem Gange an. Es war einfach und kostete nur eilf Gulden. Schon am 14. Julius machte er den Stern sammt dem Monde los, rührte darauf eine Weile die Trommel, trank dem Volke die Gesundheit aus sechs blechernen Bechern, die er alle nebst einem Sacke voll Obst herabwarf, schoß eine Pistole los, und ließ den Stern und Mond herab, welche noch jetzt in dem bürgerlichen Zeughause aufbewahrt werden. Den 14. September wurde dann ein spanisches Kreuz aufgesetzt, welches aber, weil es unbeweglich war, schon am 14. Dezember durch einen Sturmwind herab gestürzt wurde.

Im folgenden Jahre am 16. September wurde dann zur Probe ein hölzerner beweglicher Adler hinauf gethan. Da er gefiel, und unbeschädigt blieb, wurde nach diesem Modell ein kupferner verfertigt, und am 31. Oktober an dessen Stelle unter Trommelschlag und Auswerfung goldener und silberner Denkmünzen aufgesetzt. Das Kreuz ist 6 Schuh, 7 Zoll hoch und sammt dem Adler 120 Pfund schwer. Es ist voll lateinischer Inschriften, die sich auf die Geschichte der damaligen Zeit beziehen.

### Die Außenseite des Thurmes.

Der Thurm ist bis zur Spitze aus Quader-Steinen, deren einer mit dem andern vermittelst fünf eisernen Klammern befestiget ist, erbauet, und mit schön durchbrochener Steinmeharbeit und mit verschiedenen Statuen der Heiligen geziert.

Oberhalb der Uhr läuft rings herum ein Gang mit 12 Pyramiden, deren jede mit einem vergoldeten Knopfe prangen. Auf diesem Gange zeigt man noch den Sitz, auf welchem Rudiger Graf von Starhemberg, Kommandant von Wien, während der letzten türkischen Belagerung das feindliche Lager zu besichtigen pflegte.

Gleich unterhalb der Spitze des Thurmes sind an den 4 Ecken Hirschgeweihe eingesezt, und nicht weit davon zeigt sich eine in Stein eingehauene Viehweide, vermuthlich zum Andenken, daß vor Alters in diesen Gegenden nur Waldungen und Weiden gewesen sind; auch die Schafschellen, die an den Föhnen hängen, welche am Kirchweihfeste an den vier Seiten ausgesteckt werden, scheinen das Nähmliche anzuzeigen.

#### Beschädigung des Thurmes.

Während der türkischen Belagerung im Jahre 1683 sind über 1000 Kugeln gegen diesen Thurm abgefeuert worden, wodurch er stark beschädiget worden ist. Eine Inschrift mit den Worten: Schau du Mahumet, du Hund 1683, welche unter einem Türkenkopfe an der Seite, woran die untere Sakristey stoßt, angebracht ist, und eine unweit davon an dem Kirchenpfeiler eingemauerte Kugel mit der Jahreszahl 1683 nebst mehreren andern deuten darauf hin. Vier Jahre wurde an der Ausbesserung des Schadens gearbeitet.

Auch in jener grauenvollen Nacht des 13. May's 1809, in welcher die Stadt Wien durch die Franzosen beschossen wurde, hat der Thurm gelitten. Besonders an der Westseite der Spitze prellte eine Haubitze-Granate so heftig an, daß sie gewiß durchgeschlagen hätte, wenn sie nicht auf eine Eisenplatte getroffen hätte. Thurm und Kirchendach wurden beschädiget, und seither an der Ausbesserung gearbeitet. Den Ort, wo besagte Granate anprell-

te, nimmt nun eine aus Erz gegossene Tafel ein, welche durch Inschriften die vorgenommenen Arbeiten und die erhabenen Personen, welche sie angeordnet, und die Namen der Künstler und Handwerker, welche sie ausgeführt haben, der Nachwelt überliefert.

### Höhe des Thurmes.

Oben erwähnter Kessylko hat den Thurm gemessen. Von der Spitze des Kreuzes bis zu der Kugel sind 7 Schuhe. Die Kugel ist 5 Schuh hoch, und eben so viel breit, daß sie also beynah 36 Eimer Wasser fassen würde. Von dieser mißt man bis zur Rose 8 einen halben Schuh. Der untere Theil der Rose, woran die Blätter befestiget sind, hat in der Dicke fast 3 einen halben Schuh, und die Blätter im ganzen Umfange 9 Klafter, 4 Schuh. Von der Rose bis zur Krone sind 5 Klafter, 2 Schuh. Von dieser bis auf die Erde sind noch 422 Schuh; die ganze Höhe beträgt also 74 Klafter, 4 Schuh.

Der Thurm neigt sich merklich nordwärts; vermuthlich ist diese Abweichung, welche von der vertikalen Lage 3 Schuh, 1 und ein Viertel Zoll beträgt, durch ein Erdbeben oder durch eine Senkung entstanden.

Auf diesem Thurme befindet sich

### ein großes Uhrwerk,

welches auf den 4 Seiten die Stunden und Viertel zeigt. Die Höhe der Uhrtafeln beträgt 2 Klafter und 5 Zoll, die Breite eine Klafter und 5 Zoll. Der Stundenzeiger ist eine Klafter und 4 Zoll lang, das Herz davon 2 Schuh breit. Die Ziffern halten in der Länge 2 Schuh und in der Breite 2 Zoll. Die Uhr schlägt bloß die Stunden. Die Viertel werden von den Wächtern mittelst eines Drahts an dem Prim-Blöckel geschlagen, welches das beste

Mittel ist, sich von der Wachsamkeit dieser Leute bey Tag und Nacht zu überzeugen.

Zur genauen Richtung dieser Uhr, welche allen andern in der Stadt zum Muster dient, befindet sich in diesem Thurme, nebst mehreren Sonnenuhren, eine sehr genaue und künstliche Uhr, von dem großen Mechaniker und Augustiner-Frater David verfertigt, und eine genaue Mittagslinie.

Auf diesem Thurme befinden sich nebst vier andern

### die große Glocke,

welche Kaiser Joseph I. aus dem Geschütze gießen ließ, welches von den Türken erobert worden ist. Sie ist nicht nur außerordentlich groß, sondern auch mit künstlich gearbeiteten Bildern und Wappen geziert. Johann Achamer, kaiserlicher Stuckgießer, hat sie im Jahre 1711 verfertigt. Sie gehört unstreitig unter die größten Glocken der Welt.

Ihre Höhe beträgt über 10 Schuh und 2 Zoll. Sie ist 354 Zentner schwer; der Klöppel wiegt 13 Zentner 28 Pfund. Der Helm, an dem sie hängt, hat allein 64 Zentner, und das Eisenwerk, womit die Glocke befestigt ist, wiegt 82 Zentner. Die ganze Last beläuft sich also auf 514 Zentner. Acht Männer haben vollauf zu thun, um sie in Bewegung zu setzen. Ihr Ton ist dumpf und feyerlich. Sie wurde in der Leopoldstadt gegossen, und auf einem eigends hietzu verfertigten Wagen und einer Schleife von 200 Männern nach der Kirche gezogen.

Alle Gewölber und unterirdischen Kanäle, über welche der Zug ging, wurden untersucht, und wo es nöthig war, unterstützt. Die Maschine aber, womit man diese Glocke auf den Thurm zog, war so künstlich, daß wenige Menschen im Stande waren, die Glocke in die Höhe zu bringen.

Bei Feuersbrünsten müssen die Thurmwächter durch

das Anschlagen an die Glocke das Zeichen zur schleunigen Hülfe geben; bey Tage stecken sie in der Richtung gegen das Feuer eine rothe Fahne, bey der Nacht eine große Laterne aus, und rufen nöthigen Falls durch das Sprachrohr auf den Platz herab, um den Ort der Feuersbrunst anzuzeigen.

Der Eintritt in den Thurm steht Jedem gegen eine Karte frey, die man in dem Kirchenmeisteramte am Stephans-Platze leicht erhält.

---

## Spanische Fliegen.

Dieses Insekt ist ein schöner länglicht runder, grüner, wie Gold glänzender Käfer, der sich vorzüglich gern auf Hollunderbäumen, auf Eichen u. dgl. aufhält. Den Namen Fliege führt dieser Käfer vermuthlich daher, weil er einer Fliege viel ähnlich sieht, und fliegen kann. Spanische Fliege aber heißt er, weil er in Spanien sehr häufig gefunden wird, und ehemahls nur von daher zu uns gebracht wurde.

Diese Käfer werden sorgfältig gesammelt, in kleine Säckchen gethan, und im Dunste von heißem Essig getödtet, hierauf an der Sonne getrocknet, und in Büchsen aufbewahet. Die Apotheker zerstoßen sie zu Pulver, vermischen dasselbe mit Fett und Oehl, und bereiten daraus ein Zugpflaster, welches Blasen zieht, und gewöhnlich Zugpflaster oder Vesikatorium genannt und sehr häufig angewendet wird.

So liefert uns dieses Insekt ein wirksames Mittel, wodurch der Mensch oft den Gebrauch seiner Augen, seiner Vernunft und das Leben selbst wieder erhält. So wunderbar hat der Schöpfer die Kräfte der Natur vertheilt, und dem

Menschen Verstand und Scharfsinn gegeben, dieselben aufzsuchen und zu seinem Nutzen zu gebrauchen.

### Unglück durch Unvorsichtigkeit.

So wie aber die nützlichste Sache durch Mißbrauch schädlich wird, so hat auch die spanische Fliege im Jahre 1811 ein großes Unglück angerichtet.

In dem heißen Sommer dieses Jahrs traf man dieselben häufiger als jemahls, und so auch in den Waldungen um Eisgrub in Mähren an. Vorzüglich und in Menge lagerten sich die spanischen Fliegen auf den zahlreich angepflanzten ausländischen Eschen.

Viele arme Leute dieser Gegend suchten aus der Anwesenheit dieser ungewöhnlichen Gäste, deren Anwendung in den Apotheken ihnen nicht unbekannt war, Vortheil zu ziehen, sammelten dieselben ein, und verhandelten sie an die dortigen Juden, welche bedeutende Ankäufe machten, und sie mit Gewinn in die Apotheken lieferten.

Zufälliger Weise wurden einem Juden in Eisgrub auf dem Plage, wo gewöhnlich Obst feil gebothen wird, ein Haufe dieser Insekten von einer Bauersfrau zum Kaufe angeboten. Der Jude, welcher aus dem Kaufe einen guten Gewinn zu ziehen hoffte, faßte die spanischen Fliegen, ehe noch der Kauf geschlossen war, in sein Sacktuch. Doch die Verkäuferinn forderte eine größere Summe, als der Jude zu geben Willens war. Nach längerem fruchtlosen Herumreden und Handeln, während welchem der Jude die Käfer in seinem Schnupstuche fest hielt, zerschlug sich der Handel, und mit Unwillen leerte der Jude die Waare aus seinem Sacktuche aus, und ging fort.

Kurz darauf kaufte sich der Jude Kirschen, warf sie in das nämliche Sacktuch, in welchem er die spanischen Fliegen während des Behandelns aufbewahrt, das er aber nicht



sorgfältig von denselben gereinigt und ausgestäubet hatte, und aß das Obst nach und nach aus demselben heraus.

Am Abende des nähmlichen Tages empfand der arme Jude Uebelkeiten im Magen; sein Körper, besonders aber sein Kopf fing an, unmäßig aufzuschwellen, und in der Nacht gab er unter heftigen Schmerzen seinen Geist auf. Er hatte nähmlich mit den Kirschen, Theile dieses Käfers und ganze Fliegen verschluckt, welche diese schrecklichen Wirkungen in ihm hervorbrachten.

Möchten doch derley Unglücksgeſchichten zur Warnung dienen, bey dem Genusse des Obstes und aller Speisen äußerst vorsichtig zu seyn, ob sie von schädlichen Dingen gereinigt sind, die so leicht ankleben können. Wer sich von Jugend auf an Reinlichkeit gewöhnt, setzt weder sich noch Andere einer solchen Gefahr aus. Ich zweifle, ob jemanden Andern, der auf Reinlichkeit hält, dieses Unglück begegnet wäre. Da aber die gemeine Judenschaft von jeher etwas unreinlich ist, so war diese üble Gewohnheit Schuld, daß der unbesorgte Jude sein Sacktuch von den spanischen Fliegen nicht gereinigt, und die Kirschen, die vermuthlich von einer geringeren Sorte und klebrig waren, nicht untersucht hat, ob nicht etwas von diesen Käfern an denselben angeklebt war.

---

## Meteor-Steine.

Schon im ersten Theile (S. 130) war von Meteor-Steinen (Aerolithen) die Rede, welche zu Stannern in Mähren und zu Lissa in Böhmen gefallen sind. Im dritten Theile (S. 94) wurde von einem solchen Steinregen in Spanien erzählt.

Lange hat man an der Wahrheit gezeifelt, daß Steine vom Himmel fallen, obwohl schon seit den ältesten Zeiten

her, selbst von Livius Arnobius, Plinius und andern alten Schriftstellern von denselben Erwähnung geschieht. In den neueren Zeiten, wo man sich mit Untersuchung der Kräfte der Natur mehr beschäftigt, hat man mehrere Beispiele, daß Meteor-Steine auf die Erde gefallen sind, und jetzt zweifelt niemand mehr an dem, was man lange Zeit für ein Märchen hielt. Zu den schon erzählten Vorfällen mögen noch folgende angemerkt werden.

### Meteor-Steine in Rußland.

Am 13. März 1807 wurde nach Mittag ein außerordentlicher Donnerschlag mit großem Getöse und Krachen bey dem Dorfe Timochin im Smolenskiſchen Departement in Rußland gehört. Zwey Bauern sahen etwa 40 Schritte vor sich im gleichen Augenblicke mit dem Donner einen schwarzen Stein von beträchtlicher Größe auf die Erde fallen.

Vor Schrecken betäubt blieben sie einige Zeit stehen; als sie aber wieder zu sich gekommen waren, gingen sie auf den Ort zu, wo der Stein herab gefallen war, konnten ihn aber nicht sehen, weil er sich tief in die Erde versenkt hatte, und mit Schnee bedeckt war. Sie zeigten den Vorfall im Dorfe an.

Der Bauern-Älteste begab sich mit einer Anzahl der Einwohner von Timochin an Ort und Stelle, und ließ den Stein ausgraben. Er war etwas länglich, viereckig und von schwarzer Farbe, dem Gußeisen ähnlich und wie verbrannt; übrigens war er sehr glatt, und inwendig, da man ihn zerhug, von aschgrauer Farbe. Er wog 160 Pfund. Man lieferte ihn in das Gymnasium nach Smolensk, und von da nach Petersburg, wo er überall hemisch untersucht wurde.

### Steinfall in Italien.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich am 19. April 1808 bey dem Dorfe *Pieve de Rassignano* in Italien. Bey stiller Luft und heiterem Himmel hörte man zweymahl sehr heftig in der Luft knallen, ohne daß ein Blitz vorausgegangen wäre; auf dieses Knallen folgten noch einige andere weniger heftige Donnerschläge, die sich mit einem Steinregen endigten.

Ein Bauer, der auf dem Felde arbeitete, sah einen dieser Steine etwa 50 Schritte weit vor sich niederfallen, der sich in die Erde senkte, Er war glühend heiß, so daß er denselben nur mit Hülfe seiner Schaufel herausheben konnte. Ein Stück von demselben wurde an das Museum der Naturgeschichte nach *Mailand* geschickt, wo er untersucht wurde. Er war an Farbe und inneren Bestandtheilen dem vorigen gleich.

### Steinfall bey Bonn.

Am 19. Julius 1816 sind bey *Bonn* in den Garten des Herrn von *Gerold* unter entsetzlichem Krachen mehrere Meteor-Steine aus der Luft herabgefallen, wovon der größte 100 Pfund, die kleineren 20 bis 40 Pfund gewogen haben.

Der Gärtner, die Arbeiter und Herr von *Gerold* selbst, der sich mit einem Freunde in dem Garten befand, hörten den Lärm, und sahen die Steine fallen.

Das Volk aus der ganzen Stadt lief zusammen um diese vom Himmel gefallenen Steine zu sehen. Einer derselben hatte einen Kirschenbaum voll reifer Früchte zerschmettert. Die Farbe der Steine war grün schwärzlich, sie hatten die Schwere des Marmors, und glichen sehr den Eisenschlacken. Da sich an der Wahrheit dieser Vorfälle nicht zweifeln läßt, fällt wohl jedem die Frage ein:

Wie entstehen eigentlich Meteor-Steine?

1.

Sie fallen aus dem Monde.

Hierüber sind Naturkundige bey weitem noch nicht einig. Mehrere meinten, diese Steine fielen aus dem Monde auf die Erde. Sie sagen: Nach den Beobachtungen der Astronomen hat der Mond feuerspendende Berge (Vulkane,) von welchen jene, die sich auf der Erde befinden, unendlich an Höhe übertroffen werden. Diese Vulkane schländern Steine so hoch, daß sie nicht auf den Mond wieder zurück fallen können, und folglich auf die Erde fallen müssen.

Um diese Behauptung zu beweisen, führen sie folgende Gründe an. Man erwäge, sagen sie, daß die Erde den ganzen Mond anzieht, und in seiner Bahn fest hält; daß die Schwerkraft des Mondes fünfmal schwächer ist, als die Anziehungskraft der Erde, und daher auch eine fünfmal geringere Kraft äußert, als die Erde, um die Körper auf seiner Oberfläche fest zu halten. Zwischen der Erde und dem Monde muß es einen Punkt geben, wo die Anziehungskraft der Erde jene des Mondes überwiegt, und folglich einen Körper, der aus dem Monde auf diesen Punkt geschländert wird, an sich zieht. Treiben nun die Vulkane im Monde Steine bis zu diesem Punkte, so werden sie von der Erde angezogen, fallen auf dieselbe und sind, weil sie sich von den übrigen Steinen der Erde merklich unterscheiden, die bekannten Meteor-Steine.

Gegen diese Behauptung läßt sich sehr Vieles einwenden. Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß etwas von einem Weltkörper auf den andern herab fallen könne. Wer kann erweisen, daß im Monde so große Vulkane sind, die mit solcher Gewalt Steine auswerfen? Es ist ja eine bloße Vermuthung, daß Vulkane dort sind. Und wenn man dieses

auch zugeben wollte, wer kann beweisen, daß sie mächtig genug sind, die ausgeworfenen Steine so hoch in die Luft zu schlaüdern, daß sie nicht wieder auf den Mond zurück fallen können. Dazu kommt noch der bedeutende Umstand, daß die Meteor-Steine immer nach vorhergegangenen Explosionen, Krachen, Knallen und Donnerschlägen auf die Erde fallen. Wie kann der Mond, der in keiner so nahen Verbindung mit der Erde steht, diese Erscheinung bewirken, oder soll es vielleicht das Getöse der Vulkane im Monde seyn?

2.

Sie sind tellurischen Ursprungs.

Stütz und andere Gelehrte meinten, daß die Meteor-Steine von unserer Erde herrührten, und erklärten die Sache so. Die Vulkane auf der Erde schlaüdern Steine in eine ungewöhnliche Höhe, auch der Blitz kann sie von Fesselspizen losreißen, in die Luft weit hinschlaüdern, aus welchen sie dann in beyden Fällen auf die Erde herabfallen. Diese Behauptung läßt sich schon dadurch widerlegen, daß die Bestandtheile der Meteor-Steine von allen Fossilien, die sich auf unserer Erde befinden, gänzlich verschieden sind, und weder ein Vulkan noch viel weniger der Blitz Körper von dieser Schwere zu einer solchen Höhe schlaüdern könne. Babel meint sogar, daß elektrische Wolken diese Steine aufheben und an andern Orten niederwerfen können; aber mit welchem Grunde?

3.

Sie werden in unserer Atmosphäre erzeugt.

Die meisten Gelehrten vereinigen sich nun, daß die Meteor-Steine durch einen uns zwar noch nicht be-

kannten chemischen, elektrischen Prozeß in unserer Atmosphäre erzeugt werden, und suchen es so zu erklären. Die Meteor-Steine sind metallischer Art. Man hat zu Paris alle Metalle, sogar Gold in Dämpfen durch einen großen Brennspiegel aufsteigen lassen. Was der große Brennspiegel thun kann, das thut das unterirdische Feuer im Erdkugel noch jetzt immerfort, so wie die feuer-spendenden Berge: sie lassen die Metalle in Dämpfen aufsteigen, welche durch die Poren und Ritzen der Erde, die durch Erdbeben entstehen, empordringen, sich als Dünste in die Luft erheben, sich daselbst mit Erdstoffen vermischen und verbinden, und durch irgend einen uns noch unbekanntem chemischen Prozeß, der Natur wieder in metallische Massen oder Steine verwandelt werden, und durch ihre Schwere zur Erde fallen.

Es mag Manchem auch diese Behauptung wunderbar scheinen. Aber ist es nicht ein eben so großes Wunder, wenn die Natur Regen, Schnee, Reif, Thau und Hagel in der Luft bildet? Ist es nicht ein Wunder, wenn die Natur Luft in Wasser zerlegt, und dieses wieder in Luft? Was thut sie aber anders, wenn es regnet und wieder zu regnen aufhört? Denn Luft und Wasser sind eins und werden immer eins ins andere verwandelt, darnach die Umstände sind; aber wir achten gar nicht darauf, weil wir es täglich sehen.

Wie wunderbar und künstlich ist nicht der Schnee gebildet, zumahl wenn man ihn genau und durch ein Vergrößerungsglas betrachtet! Welch' eine Menge schöner Figuren bildet er. Wer sollte glauben, daß die Natur so schöne Gebilde formen könnte?

Wer kann sich die Erzeugung des Hagels in der Atmosphäre ganz deutlich und wahr erklären? Wie ist es möglich, daß sich zuweilen im Sommer bey Donnerwetterm solche ungeheure Stücke Eis in der Luft bilden, und auf die

Erde herab fallen können? Kann die Natur Hagelsteine in der Luft schaffen, warum sollte sie nicht auch Meteor-Steine darin bilden können? Ueberhaupt ist nichts so wunderbar, was der Schöpferkraft der Natur nicht möglich wäre.

Erstaunt über die Menge des Großen, Herrlichen und Unbegreiflichen in der Schöpfung, bethet der menschliche Geist den Urheber der Natur in seinen Werken an und spricht: Groß und herrlich sind deine Werke, o Herr! — größer, als daß sie der menschliche Geist in ihren Wirkungen fassen könnte!

---

## Betrachtung über Tod und Unsterblichkeit der Seele.

### D e r T o d.

Gott hat uns alle zur Glückseligkeit bestimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geschöpfe wollen. Wir sollen glücklich seyn in diesem Leben hier. Aber wir leben nicht lange, sechzig, siebenzig, und wenn's hoch kommt, achtzig Jahre; wie wenige bringen es zu einem so hohen Alter? Die meisten Menschen sterben vor dieser Zeit.

Der Tod verschont keinen, der König muß sterben, wie der Bettler. — Heute ist das Kind, der Jüngling noch voll Kraft, Gesundheit und Munterkeit, morgen liegt es vielleicht, durch einen Zufall getödtet, auf der Bahre. — Hört unser Glück mit dem Tode auf? Hören wir selbst auf zu seyn? — Wie unglücklich wäre derjenige, der dieses glauben könnte!

Der Tod kommt uns nur so traurig vor, weil wir

uns trennen müssen von Aeltern, Kindern, Brüdern, Schwestern und Freunden, von Vielem, was uns hier lieb und werth ist. Aber scheiden wir auf immer von ihnen? — Das wäre ein schrecklicher Gedanke, eine Zerstörung, Vernichtung unsers Körpers und der Seele ohne Hoffnung einer Ewigkeit!

Wir leben nach dem Tode fort.

Nur der Unbesonnene kann an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln, nur der verruchte Bösewicht kann wünschen, daß die Seele mit dem Leibe zu leben aufhöre. Aber nein, so unglücklich, so trostlos kann der Tugendhafte und Fromme nicht seyn, daß er aufhören sollte zu seyn, daß er nicht seinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle seine Mühseligkeiten und Leiden, für alle seine Geduld und Standhaftigkeit im Guten einst erhalten sollte: und so glücklich soll der Bösewicht, der Spötter der Religion, der Ruchlose nicht werden, daß seine Seele mit dem Leibe vernichtet würde, daß er nicht für alle seine Bubenstücke, Unterdrückungen, Grausamkeiten und Schandthaten die Strafe erhalten sollte, die er verdient. Wir werden nach dem Tode fortleben, alle werden leben, um zu empfangen, was wir verdienen; denn Gott ist nur Weisheit Güte und Gerechtigkeit.

Wer wollte von dem allmächtigen, ewigen Schöpfer so unehrerbiethig denken und sagen, er habe die Menschen erschaffen, um sie nach einem kurzen Daseyn wieder zu zerstören? Das wäre ein Widerspruch, und Widersprüche sind nicht in Gott.

Gott will, daß alles so vollkommen und glücklich werden soll, als es seiner Natur nach werden kann. Der Mensch wird hier nicht so vollkommen, so gut, so weise und so glücklich, als er es durch seinen Trieb, Muth und seine Kräfte, die ihm der Schöpfer gegeben hat, zu werden wünscht. Sollte



der unendliche Gott, sein Schöpfer und Vater ihm diesen Wunsch versagen, ihm diese Kräfte umsonst gegeben haben?

Unser Geist sucht immer weiser und verständiger zu werden, immer fortzuwirken, und zittert vor dem Gedanken, daß er einst aufhören, zu Nichts werden sollte. Würde Gott dem Geiste Durst nach Weisheit, nach Unsterblichkeit gegeben haben, der nicht gelöscht werden sollte? Würde Gott den Gedanken, den Wunsch nach Unsterblichkeit in die Seele gegossen haben, um sie durch den Anblick der Vernichtung nur desto entsetzlicher zu quälen? Niemand denke dieses von dem höchst gütigen Gott, von der ewigen Liebe.

Alle Völker der Erde, wilde und gesittete, rohe und gebildete, unwissende und erleuchtete glauben ohne Ausnahme auf eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Keiner einzigen Nation mangelt es an allen Bildern und Vorstellungen eines künftigen Lebens; so verschieden und thöricht dieselben auch bisweilen sind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele jedes Menschen ist, muß einen Grund der Wahrheit haben.

Wir werden fortbauern; wir werden nach dem Tode fortleben. Wir werden zunehmen an Weisheit, die Kräfte unserer Seele werden steigen, unsere Glückseligkeit wird wachsen, und sich befestigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht ist, und jeden dahin setzen, wozu er sich hier geschickt gemacht hat. Jeder hatte freien Willen und Vernunft, sich würdig vorzubereiten, jeder wird also dort seyn, wie er sich hier bereitete. Der Gute empfängt für sein Gutes Heil; der Böse für seine Bosheit Züchtigung; jener wird getröstet, dieser gepeinigt; begbe wie sie verdienten und selbst wählten.

Auch in der Natur sehen wir Dinge vergehen und wieder aufleben.

Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weise. Die Natur gibt uns Beyspiele vom scheinbaren Sterben und dem Wiederaufleben, und ermuntert uns zur schönsten Hoffnung. Die Blume stirbt im Herbst, und geht im Frühlinge mit neuem Schmucke aus der Wurzel im Schoße der Erde hervor. Das Saamenkorn, das der fleißige Landmann auf den Acker säet, scheint todt und verfault, aber bald erwacht es zum Leben, keimet in grüner Saat auf, und bringt vielfache Früchte. Die Raupe wickelt sich in ihr Gespinnst; wie todt liegt sie Monathe lang in ihrer Puppe wie im Grabe, und als ein bunter Schmetterling tritt sie aus dem Grabe hervor, so schön, daß die Sonne sich in seinen Farben spiegelt. Alles stirbt und lebt wieder auf. Der Tod ist nur der Uebergang von einer Art des Lebens in eine andere. So ist es auch mit uns. Wir werden sterben, das heißt, wir werden hinübergehen in ein anderes Leben, wo Gott geben wird jedem nach seinen Gesinnungen und Handlungen.

Der Tod des Gerechten ist der Anfang eines bessern Lebens.

Wie ruhig und getrost darf also der Tugendhafte den Tod erwarten! Wie heiter und zufrieden in das Grab hinablicken, das für ihn eine Thür in die bessere Welt ist! Der Leib wird Erde und Staub, aus denen er erschaffen worden ist: aber die unsterbliche Seele steigt auf zu Gott, ihrem Schöpfer, dem Vater und Geber aller Seligkeit.

Wenn diese Hoffnung der Böse nicht hat, so ist das

seine eigene Schuld; warum ist er böse. Nur die Guten haben Frieden in dem Herzen, ein ruhiges Gewissen. Für die Bösen ist die Annäherung des Todes eine Forderung vor den Richterstuhl Gottes, der ihr Innerstes durchschaut, der mit strenger Gerechtigkeit richtet — bestraft und belohnt. Dann ergreift sie freylich Zittern und Beben, und sie möchten lieber nicht mehr seyn, als unter Angst und Qual ihrer entsetzlichen Zukunft entgegen sehen.

Das Ende des Guten ist ein ruhiges Hinschlummern zu dem Erwachen zu einem besseren Leben; der Tod des Ruhlosen ist Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewissen im Erdenleben nicht einmahl erwacht, so wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes spricht: Gib Rechnung von deinem Leben!

#### Betrachtungen bey den Gräbern.

Geht hin, Jünglinge, zu den Gräbern, und untersucht dort euer Innerstes! Denkt, bald, vielleicht sehr bald wird euer Leib das Grab decken, und wenn eure Seele ruhig bleibt bey dem Gedanken des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, so steht es wohl mit euch. Aber wenn es euch bange wird, wenn Angst sich euer bemächtiget; so verachtet nicht die Stimme des Gewissens, sie warnt euch noch zu rechter Zeit; sie kann euch noch zur Ruhe und Freude führen.

Ein Todtenschädel ist ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt alles zurück: Jugend, Schönheit, Stärke, Ansehen, Rang, Gold, Vermögen; nur seine Werke folgen dem Menschen nach. Am Grabe wird selbst die Welt gerecht, und lobt nur, was Lob verdient. Jenseits des Grabes fängt ein neues Leben an, wohl dem, der froh hinüber blicken kann.

Alles in uns und um uns wünscht und hoffet sicher

ein anderes Leben; die Vernunft erregt diese Hoffnung, diesen Wunsch: die Religion lehrt uns die Gewissheit eines künftigen Lebens. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, spricht mit inniger freudiger Ruhe der Christ, der an den Tod denkt. Er stand vom Tode auf, er wird auch mich im Grabe nicht vergehen lassen.

Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Menschen seyn, die gelebt haben, leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Wirkt er nicht ins unendliche? Gott ist unendlich, allweise, wer will ihn Ordnung lehren? In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, sagt der göttliche Lehrer.

#### Belohnungen nach dem Tode.

Wie wird Gott belohnen? Es hats kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Es wird Entzückung seyn, mit erhöhten Kräften unter den vollendetsten Geistern, unter Engeln und Freunden Gottes die großen Werke Gottes anzuschauen, mehr denn mit einem Blicke zu fassen, als wir hier unser ganzes Leben entdecken konnten; Gott den Herrn mit reinem himmlischen Herzen zu loben. Die Guten werden sich freuen mit den Guten, der Herr wird mit ihnen seyn; Kummer und Klagen werden verstummen, und nur die Lieder des Dankes werden gehört werden. Die Frommen werden Gott schauen. Wer kann wissen, welche Beschäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweist? Aber ihre Arbeit wird Lust und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes, und ihr ganzes Leben Glückseligkeit und Ruhe seyn.

#### Strafe der Bösen.

Die Bösen werden leiden mit den Bösen und durch

die Bösen. Wenn die Tugendhaften schon unter sich den Himmel haben, müssen es die Bösen sich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den andern, haßt den andern, quält den andern, peiniget ihn; alle hassen alle, und jeder ist dem andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle seyn? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort bestimmt, der leer an Freuden und Genuß, leer an Trost und Hoffnung ist, wo nur boshafte und schadenfrohe Geister einander zur Folter sind; ist es da nicht wirklich Hölle?

### Der Tod ist nicht fürchterlich.

Wir wollen also nicht erschrecken vor dem Gedanken des Todes. Er ist keine Vernichtung: er ist der Bothe des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängstlich trauern über den Abschied derer, die uns lieb und werth sind; wir folgen ihnen nach, und wir sehen sie dort verklärt wieder, wenn wir, wie sie, gut und tugendhaft waren.

Alles Uebrige ist irdisch, vergeht und ist unserer Thränen nicht werth. Wer mit seiner Seele noch unauslöslich fest an dem Irdischen hängt, ist noch nicht gut, noch nicht das, was er seyn kann und seyn soll. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zum künftigen wahren beständigen Leben. Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt sich die Klage in göttliche Zufriedenheit.

Wir leben alle um zu sterben, und sterben, um glücklich zu leben. Nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wohl stirbt. Wer wollte sich eine ewige Fortdauer in dieser Welt wünschen, welche Schwachheit, Unvollkommenheit, Leichtsinn, Thorheit und Bosheit gegen Gottes Absicht oft zum Wohnort des Kammers und Elends macht: hier, wo die Tugend öfters leidet, das Laster öfters schein-

bar glücklich ist; wo man die Glücklichen beneidet, und der Bekümmerten vergift; wer wollte in diesem Sitze der Angst, der Schmerzen und der Ungerechtigkeit ohne Ende zu leben wünschen? Nein, unser Geist soll hinüberfliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freiheit, der Tugend, der Weisheit, der Glückseligkeit. Diese Aussicht soll uns leiten im Glück, und uns schon hier das Leben angenehm machen; diese Aussicht soll uns warnen, wenn böse Leidenschaften uns anlocken; diese Aussicht soll uns trösten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angst kämpfen.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,  
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,  
Wo vor Gottes Herrlichkeit entzückt,  
Der Verkürzte dankend niederfällt;  
Selig, wessen Herz sich freudig hebet,  
Wenn sein Auge sich gen Himmel lenkt,  
Wer kindlich hofft, nicht knechtisch bebet,  
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe schaut er auf zum Throne  
Seines Vaters, der ihn stets geliebt,  
Der den Duldern dort zum großen Lohne  
Frieden, Heil und ew'ges Leben gibt.  
Lächelnd siehet er den Bothen kommen,  
Der ihn tröstet, wenn er Andern droht;  
Ihm wird mehr gegeben, als genommen,  
Und des Lebens Anfang ist der Tod.

Leben werd' ich, selig seyn dort oben,  
Spricht er still und faltet seine Hand;  
Wo den Herrn die Morgensterne loben,  
Dort ist meiner Seele Vaterland.

Was ist diese Welt mit ihren Schätzen,  
Gegen jenes Glück, das Gott verspricht!  
Himmlich wird der Himmel uns ergötzen;  
Hier begreift es unser Geist noch nicht.

Träume sind die Thränen, die ich weinte;  
Hier am Sarge gibt der Glaube Muth.  
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde;  
Tröstet euch, und bleibet fromm und gut.  
Eure Namen sind dort eingeschrieben;  
Lebt, daß sie im Buch des Lebens stehn:  
Weinet nicht so traurig, meine Lieben;  
Gute Nacht, bis wir uns wieder sehn.

---

### Hochzeitfeierlichkeiten, sehr gewöhnliche Schmausereien und andere Gewohnheiten der Zipser in Ungarn.

Keine Angelegenheit wurde ehemahls in einigen Theilen der *Z i p s e r* Gespannschaft feyerlicher begangen, als die Hochzeiten. Den Anfang machte das so genannte *Kranzgeben*. Die Brautleute wechselten die Ringe, empfingen die Wünsche ihrer Verwandten, eine reichlich besetzte Tafel folgte, und ein Tanz, der oft bis in die halbe Nacht dauerte, machte den Beschluß. Gewöhnlich hatte die ganze Verwandtschaft der Braut daran Theil, und den nächsten Verwandten des Bräutigams wurde ein so genanntes *Bescheidessen* zugeschickt.

In früheren Zeiten bewirtheten die Aeltern der Brautleute sämtliche Hochzeitgäste wechselseitig an zwey verschiedenen Tagen in ihrem Hause. Späterhin nahmen die Ael-

tern des Bräutigams die Gasterey auf sich, und die Kellern der Braut trugen das Ihrige an Geld oder Lebensmitteln bey. Zu der Anordnung des Ganzen wurden zwey Tischmeister, ein Hofmeister und mehrere Hochzeitburschen erwählt. Die ersteren hatten die Einladung, Tanzordnung und allerley Kleinigkeiten zu besorgen; der zweyte wies beyhm Hochzeitmahle den Gästen nach Rang und Stand die Sitze an, und die Burschen hatten die Bedienung beyhm Mahle über sich.

Die Hochzeitbursche veranstalteten ein

### P f e r d r e n n e n ,

woran jeder Andere Theil nehmen konnte. Am bestimmten Tage versammelten sich die Reiter und paradirten paarweise an dem Eingange der Rennbahn unter Vortragung einer Stange, woran ein grünes Kränzchen und ein seidenes Tuch, welches die Braut zum Preise aussetzte, gebunden war. Mit dieser Stange wurde das Ziel bezeichnet, die Rennbahn war bey 1000 Schritte lang, und durch einen vier Schuh breiten und zwey Schuh tiefen unregelmäßigen Quergaben geschlossen. Wer der erste über den Graben gesetzt hatte, dem wurde der Preis zu Theil.

Den Sieger, die Stange mit dem errungenen Preise in der Rechten haltend, nahmen darauf die zwey angesehensten Kampfgenossen in ihre Mitte; die übrigen stellten sich zu zwey und zwey hinter ihn an, und in eine lange Reihe, geordnet, begab sich Zug der unter Trompetenschall vor die Wohnung dessen, der den Kampf veranstaltet hatte, oder in das Haus des Siegers, der seine Kampfgenossen dann bewirthete.

### H o c h z e i t g e s c h e n k e .

Der Tag vor der Hochzeit war bestimmt, Geschenke zu schicken und zu erhalten. Die Hochzeitsväter schickten



den geladenen Gästen verschiedenes Backwerk, und diese schickten Gegengeschenke im Gelde, welches den Brautleuten zur ersten Anlage ihrer Haushaltung dienen sollte. Die Braut erhielt von dem Bräutigame eine Brauthaub e, die sie den Tag nach der Hochzeit aufzusetzen pflegte, ein Paar ungarische Stiefel oder deutsche Schuhe, je nachdem sie diese oder jene gewöhnlich trug.

Die Geschwister der Braut und die Dienstbothen ihres Hauses durften auch nicht vergessen werden. Die Braut schickte dem Bräutigame nichts mehr als ein feines Hemd, das sie selbst genähet hatte. Der Abend dieses Tages wurde mit einem Tanze gefeyert, welcher *Vor-Reihen* hieß, wobey sich die Jugend der Hochzeitgäste zahlreich einfand.

### Der eigentliche Hochzeittag

war gewöhnlich ein Dinstag. Die Tischmeister luden sorgfältig alle ein, und nöthigten jene zu erscheinen, welche nicht kommen wollten. Die männlichen Verwandten des Bräutigams versammelten sich in dessen Wohnung, und begaben sich in das Haus der Braut, wo ihre Angehörigen und Gäste zusammen gekommen waren.

Die Braut nahm rührend Abschied von ihren Aeltern, und der Zug machte sich auf den Weg in die Kirche. Dort wurden sie mit Trompeten und Paukenschall empfangen, und feyerlich getrauet. Beym Ausgange aus der Kirche warf die Braut kleine Scheidemünzen aus, über welche die Tuben begierig herfielen.

Der Zug ging dann in das Haus, wo

### das Hochzeitmahl

gegeben wurde, und der Hofmeister wies jedem seinen Platz an. Die Tafel war reichlich mit Fleisch und Backwerk besetzt. Auf jede Person wurde ein Pfund Rindfleisch gerechnet,

und in diesem Verhältnisse wurden alle Speisen gerichtet. Eine große Gans wurde nur in vier Theile zerstückt, und ein eigenes Weizenbrot kam zu jedem Bedecke. Aufgezehrt konnten diese Portionen nicht werden; ein jeder Gast ließ sich daher eine Schüssel vom Hause bringen, in welche er seine Ueberbleibsel sammelte, und sie als ein Bescheid-Essen den Seinigen nach Hause sandte.

Der Speisesaal stand auch den nicht geladenen Angehörigen der Gäste offen, und wurde gewöhnlich von zusammengelaufenen Kindern so angefüllt, daß weder der Tischmeister noch die Hochzeitbursche bequem die Speisen ab- und zutragen konnten. Deswegen führte der Tischmeister eine so genannte Pritsche, wie man sie bey uns in der Weinlese hat, in der Hand, und schlug damit an die Thürpfosten zum Zeichen, daß man ihm Platz machen sollte.

Während des Mahles wurde eine wohlbesetzte Musikan- gestimmt und frohe Lieder gesungen. Gegen das Ende des Hochzeitsmahles gab ein Musikant ein Notenblatt von einem Gaste zum andern, und sammelte Geld ab. Ein Gleiches thaten darauf die Tischmeister, mit einem Handtuche über die Schulter behangen, und einem Waschbecken in der Hand, in das sie die Gaben auffingen; und ihrem Bey- spiele folgte zuletzt die Kchinn. Wenn dieß alles geschehen war, fing ein Musikant ein Danklied zu singen an; die ganze Gesellschaft stimmte in den Gesang ein, und mit dem Beschlusse desselben war auch das Hochzeitmahl beendigt und aufgehoben.

### H o c h z e i t t a n z .

Dann begaben sich die Hochzeitgäste auf einige Zeit nach Hause, um ihren Wirthschaftsgeschäften nachzusehen. Während dieser Zeit wurde das Speisezimmer geräumt, und zum Tanzboden hergerichtet. Kaum war dieses in größter Eile geschehen, so fanden sich die Gäste wieder zum Tanze ein.

Die gewöhnlichsten Tänze waren Polonaisen und Ungarische, selten Menuette. Bis zur Mitternachtsstunde unterhielt sich alles, Jung und Alt mit Tänzen. Dann entfernten sich die Brautleute, und wurden mit brennenden Fackeln, mit Waldhörnern und Trompeten von dem ganzen Hochzeitzuge begleitet. Die ledigen Hochzeitgäste aber kamen wieder in den Tanzsaal zurück, und belustigten sich noch ein Paar Stunden mit dem Tanze.

### Schmausereyen in der Hochzeitwoche.

Den folgenden Tag versammelten sich in den Vormittagsstunden die weiblichen Hochzeitgäste verheiratheten Standes im Brauthause, um der Braut die vom Bräutigame zugeschickte Haube aufzusetzen. Dann wurde ein Frühstück von Gebratenem genommen. Zu dem eigentlichen Mittagsmahle aber kamen wieder die Gäste des vorigen Tages um zwey Uhr Nachmittags an dem Orte zusammen, wo der erste Hochzeitsschmaus gehalten worden war. Kein Gast durfte da, ohne Geschenke für die Brautleute mitzubringen, eintreten.

Vor Tische wurde eine Weile getanzt, und nach Tische der Tanz bis in die späte Nacht fortgesetzt.

Am dritten Tage wurden die Ueberbleibsel des zweyten Mahles verzehret, und am vierten trug jeder Gast aus seiner Küche oder seinem Keller etwas herbey, um auch noch ein viertes Mahl zu haben. Nur konnte dabey nicht getanzt werden, weil Freytag war. Am Sonnabende gaben die Tischmeister auf ihre Kosten einen kleinen Schmaus, wobey die jungen Eheleute erschienen, und womit die Hochzeitfeyerlichkeiten gänzlich beendiget wurden.

Diese Hochzeitfeyerlichkeiten mit Ausnahme des Pferdrennens waren auch noch vor mehreren Jahren in vielen Gegenden Oesterreichs üblich.

### Das Zunftmahl.

Wenn jährlich in den Zipser-Städten ein neuer Zunftmeister erwählt oder der alte befkätiget wird, hält man eine feyerliche Mahlzeit, dessen Kosten die Zunft-Kaffe bestreiten muß. Kein zünftiger Handwerksmann versäumt, dabey zu erscheinen, nur die Weiber sind davon ausgeschlossen. Dafür entschädigen sich aber diese bey den Kindestaufen, wo immer eine Schmauserey gehalten wird, bey denen sich die Weiber der ganzen Verwandtschaft ohne ihre Männer einfänden.

Schmausereyen nach der Kindestaufe, gewöhnlich Kinder nacht genannt, werden auch bey den Bauersleuten in vielen Gegenden Oesterreichs von dem Vater des neugebornen Kindes gegeben, wozu nebst den Pächten die Verwandten männlichen und weiblichen Geschlechtes geladen werden.

### Das Leichenmahl.

Nach dem Leichenbegängnisse eines Verstorbenen wird in dem Trauerhause ein Leichenessen gehalten. Schon bey der Einladung an die Verwandten, der Leiche die letzte Ehre durch die Begleitung zum Grabe zu erweisen, wird jedem derselben ein Strüßel, d. i. eine Art von geflochtenem Kuchen in das Haus geschickt, und so wie sie sich zu dem Leichenbegängnisse einfänden, steht auch schon Wein und Gebackenes zu ihrer Bewirthung in Bereitschaft. Nach der Begräbnis steht jedem, der die Leiche begleitet hat, der Zutritt zum Leichenmahle frey.

Hier ereignet es sich dann gewöhnlich, daß mancher aufrichtig trauender Blutsfreund dabey nicht erscheint, und andere um ihren Gaumen zu legen, deren Platz ausfüllen. Geschieht es nun, daß der Verstorbene so arm ist, daß er nicht so viel hinterlassen hat, als man zur Her-

richtung eines Leichenmahles braucht, so opfert jeder, der dem Leichenbegängnisse beywohnet, den nächsten Verwandten einen Groschen, welche Branntwein dafür herschaffen. Haben sich nicht alle davon satt getrunken, so wird das Opfer wiederholt, und fortgetrunken, bis sich die Köpfe erhitzen, oft in Zwist gerathen, und als unehrbare Gäste aus dem Hause gejagt werden müssen.

### Das Johannis-Feuer,

am Vorabende des Johannis-Festes am 24. Junius macht auch eine Belustigung der Zipser aus. In den Meierereyen und Bauernhöfen werden alle stumpfen Besen sorgfältig gesammelt, und mit Harz, Pech, Wagenschmiere und andern fetten brennbaren Materien übergossen. Die Hirten auf den Bergen tragen trockenes Reissig, Baumrinde und Zaunstöcke auf ihren Höhen zusammen, und bauen dieselben in lockeren Haufen über einander auf.

Bricht nun die Dämmerung des lang ersehnten Abends herein, so werden zuerst die so aufgethürmten Holzhaufen angezündet, und mit Kien- und Fichtenholz-Zweigen sorgfältig unterhalten. Zu diesen brennenden Haufen eilen junge Leute und besonders die Kinder aus den umliegenden Ortschaften mit ihren Besen zu, zünden dieselben beym Feuer an, und laufen, die lodernde Flamme ihrer Fackeln über den Köpfen schwingend, bald einzeln, bald reihenweise an dem Saume des Berges hin.

Weil ein jeder mit mehreren Besen sich versehen hat, von denen er einen nach dem andern anzündet, so wird dieses Spiel oft Stunden lang getrieben, und eine Menge Zuschauer vergnügen sich bey dem Anblicke des künstlichen Feuerwerkes.

Blickt man aus einer Entfernung auf den beleuchteten Berg hin, so ist es auch ein seltsames Schauspiel, die vielen brennenden Besen, dessen sprühende Fackellich-

ter gleichsam in der Luft zu schweben scheinen, da ihre Träger bey dem Dunkel der Nacht nicht sichtbar sind, geben den Anschein, als wenn der ganze Berg mit glänzenden Sternen eingesäumt sey.

Ehemahls, als man mit Stroh und Holz verschwen- derischer umging, verflochten die Bursche die Speichen der alten Wagenräder dicht mit Stroh, übergossen dieses mit Harz und Theer, und banden etwas Reisholz dazwischen. Auf diese Art zubereitet trugen sie die Räder auf einen Hügel, steckten durch die Nabe eines jeden eine zwey Klafter lange Stange als eine unbewegliche Achse, um die das Rad herum gedreht werden konnte.

Wenn nun der Abend einbrach, so wurde das Stroh zwischen den Speichen angezündet; die Bursche, paarweise die Stangen haltend, liefen mit den brennenden Rädern Berg ab, und so wie diese immer schneller herum gedreht wurden, entzündete sich das Feuer durch den vermehrten Luftzug lebhafter, und loderte fürchterlich auf. So viele Feuer sprühende Räder gaben im Dunkel der Nacht einen herrlichen Anblick.

Dieses Johannis-Feuer hat seinen Ursprung in dem alten Aberglauben. Die Schatzgräber wädhnten, verborgene Schätze verriethen sich durch eine Flamme, welche aus der Erde aufstoderte. Sie benützten zur Auffuchung dieser Schätze die warmen Sommernächte und besonders die Nacht vor Johannis, und brannten bey dieser Gelegenheit Feuer, damit ihre Flamme, wie sie sagten, Geld aus der Erde hervorlocke.

## U n s c h u l d.

Die Unschuld ist ein größrer Schatz  
Als Perlen Gold und Seide:  
Für Reichthum selbst ist sie Ersatz,  
Ist Schmuck im schlechten Kleide.

---

D e r

## Blutregen im Sommer.

Im Monate Junius bemerkt man bisweilen Blutflecken auf Blättern, an Häusern, an der Erde u. s. w., als ob es Blut geregnet hätte. Vor Zeiten prophezeiete man allerhand schreckliche Dinge daraus. Jetzt hat man gefunden, daß dieses von den Schmetterlingen herrührt. Eine Gattung derselben, der Lilienvogel oder Baumweißling, welcher weiße mit schwarzen Adern durchzogene Flügel hat, und in manchen Jahren unendlich häufig angetroffen wird, gibt in den ersten Stunden nach seinem Auskriechen aus der Puppe einen blutgefärbten Auswurf von sich. Wenn nun diese Schmetterlinge zu Hunderten zugleich auskriechen, so ist es natürlich, daß ihr Auswurf allenthalben rothe Flecken machen muß.

---

## G o t t e s F ü r s o r g e.

Durch Weh zum Wohl!  
Und weinst du am Morgen,  
Und weinst du um Mitternacht,  
Getrost, Getrost!  
Laß nur den Vater sorgen,  
Der über dir im Himmel wacht.

---

D a s

## Feuer von Baku.

Die Stadt Baku oder Badku, am Kaspischen Meere, ungefähr drey Meilen vom südlichen Arme des Kaukasus entfernt, in einer reizenden Gegend, wovon man einen Theil sogar das Rosen-Paradies nennt, war schon lange wegen ihrer Naphta-Quellen, eines im reinen Zustande weißen, sehr leichten, sehr flüchtigen und höchst entzündbaren Bergöhl's berühmt.

Desflich ungefähr eine halbe Meile von einer der reinsten Deliquellen ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Otoschjah oder Feuerort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerorts beträgt etwas über  $\frac{1}{2}$  einer deutschen Meile. In der Mitte desselben steht man bey trockner Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts größer als bey Tage erscheint.

In einiger Entfernung dieser Flamme haben die Geber oder Gueber (Indier, welche das Feuer anbethen,) und andere arme Leute kleine steinerne Häuser zu ihren Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauern einschließen, ist einen Schuh dick, mit fetter Lehmerde dicht geschlagen, damit die Flamme in diesem Raume nicht durchbreche.

### Benützung des Feuers.

Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in den Lehm gelassen, und wer nun seine Speisen oder seinen Kaffeh zu kochen bedarf, hält ein brennendes Licht oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Oeffnung, und so gleich entsteht eine Flamme, die jeder zu seiner Absicht besser als Holz oder Kohlenfeuer zu behan-



deln weiß. Je kleiner die Oeffnung ist, mit desto größerer Hestigkeit dringt die Flamme hervor. Bey einer Oeffnung von zwey Zollen erreicht sie Anfangs drey Fuß und zehn Zoll Höhe, und fällt hernach auf zwey Fuß und fünf Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Oeffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschoße oder mit einem Fächer ausgelöscht hat.

Eben so bereiten sich auch die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges, in dem Lehm gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Länge, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Ueberzug von Lehm gegeben haben, und zünden oben den Dunststrom an, welcher durch das Rohr geht. Die Leinweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihren Stuhl stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben, und keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen.

Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen, denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt.

### Feuer auf den Feldern.

Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um *Baku* noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, so stehen die Felder um *Baku* in vollen Flammen. Oft scheint es, als wülte das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im Oktober und November sieht man öfters bey heiteren mondellen Nächten das ganze westliche Gebirge von *Baku* mit blauem Feuer überzogen. Bey warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene, und die Gebirge sind alsdann dunkel. Oefters erfüllt es das ganze Lager

der Karavane, zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere.

Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unversehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint. Sogar spürt man nicht einmahl Wärme. Dieses so genannte Feuer ist also eine bloße Lichterscheinung, und vom obigen durchaus verschieden.

Ein merkwürdiger Umstand dabey ist noch dieser, daß dieses Feuer oder dieses Licht sich an der Außenseite luftleerer Gläser Minuten lang wie ein phosphoroszirender Schein anhängt. Luftleere Glasröhren erscheinen, nachdem die Flamme auf dem Felde schon verloschen ist, noch einige Minuten stark leuchtend, und wie vom Feuer durchdrungen; woraus man wohl schließen kann, daß die Elektrizität Antheil an diesen merkwürdigen Erscheinungen habe.

---

## S i t t e n l e h r e.

Wir müssen über unser Inneres eben so wachen, wie über das irdische Feuer. Ein Funke, aus Unvorsichtigkeit verstreut, kann Palläste, ja ganze Städte, die viele tausend Menschen Jahrhunderte hindurch mit aller Anstrengung erbauet haben, in wenigen Minuten zerstören, und in Asche verwandeln. So kann auch oft eine einzige unbefonnene That so Vieles in uns zu Grunde richten, daß es uns vielleicht nie mehr, oder nur mit unsäglichlicher Mühe gelingt, alles wieder so herzustellen, wie es ehemahls war.

---

E i n

### reines Gewissen.

Kannst du mit friedlichem Vertrauen,  
Kannst du mit stiller Heiterkeit  
In Zukunft und Vergangenheit  
O Mensch, tief in dich selber schauen;  
Hast du nichts heimlich zu bereuen,  
Darfst du kein Menschenantlitz scheuen,  
Wie bist du dann, o! wie bist du beglückt!  
Was andre nur erfreut, das macht dich hoch ent-  
zückt.

---

E i n

### Hund will eine zerbrochene thönerne Tabaks- pfeife wieder zusammen setzen.

Ein Herr von K. hatte einen Hund, den er so abgerichtet hatte, daß er alles hohlte, was er aus der Nachbarschaft bey den Bäckern, Fleischern, Kaufleuten u. s. w. verlangte. Er gab ihm einen Zettel mit, auf dem er das schrieb, was der Hund bringen sollte. In den Zettel war das Geld immer eingewickelt. Bald schickte er ihn zu einem Bäcker, bald zu einem Krämer, und der Hund richtete seinen Auftrag pünktlich aus.

Einst sollte der Hund eine lange thönerne Tabakspfeife hohlen. Der Kaufmann gab sie ihm in die Schnauze und der Hund trug sie sehr geschickt fort. War es nun Neugierde oder ängstliche Besorgniß, die den Hund verleitetete, sich unter Weges einmahl umzusehen; genug sein Unsehen kam ihm theuer zu stehen; er stieß mit der Pfeife an einen Eckstein, und zerbrach sie.

Ob er gleich sehr darüber erschrak, so warf er doch das Stück, welches er im Munde hatte, nicht weg, sondern las die zerbrochenen Stücke auf, und suchte sie wieder zusammen zu setzen. Dieses wiederholte er mehrmals; als es ihm aber nicht gelingen wollte, lief er davon, und ließ sich nie wieder vor seinem Herrn sehen.

---

### Nuch Feinde wissen schöne Handlungen zu schätzen.

Guillon Kechor, ein französischer See-Offizier aus dem Departement der Nordküsten gebürtig, ward als Kriegsgefangener in England auf einem Schiffe mit vielen anderen See-Soldaten bewacht. Ein englischer Soldat von der Wache fiel im Herbst 1812 von Bord des Gefangenschiffes in die See.

Augenblicklich stürzt sich Guillon Kechor, völlig angezogen und gestiefelt vom Schiffe, welches 35 Fuß über das Wasser hervorragte, ins Meer, um den Unglücklichen zu retten, der nicht schwimmen konnte, und daher unfehlbar umgekommen wäre. Mit vieler Mühe erreicht er ihn, und hat Kraft genug, ihn einige Minuten über Wasser zu erhalten, bis ein Boot herbeykommt und sie beyde aufnimmt, und glücklich an Bord des Schiffes bringt.

Die Engländer ehrten diese edle und muthige Handlung dadurch, daß sie dem französischen Offizier die Freyheit gaben, und ihm Mittel verschafften, in sein Vaterland zurück zu kehren.

---

## Räthsel, Charaden und Logogryphen.

1.

### R ä t h s e l.

Berfertigt ist's seit langer Zeit,  
Doch mehrentheils gemacht erst heut',  
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn,  
Und dennoch hütet's Niemand gern.

2.

### C h a r a d e.

Mein Erstes zu seyn, ist mein Letztes bestimmt.  
So sehr es die Weiber mag schmerzen.  
Den kraftvollen Rahmen des Ganzen vernimmt  
Der Deutsche mit klopfendem Herzen.

3.

### R ä t h s e l.

Ich wohne in einem steinernen Haus,  
Da lieg' ich verborgen und schlafe,  
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,  
Gefordert mit eiserner Waffe.  
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,  
Nicht kann dein Athem bezwingen,  
Ein Regentropfen schon saugt mich ein,  
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen,  
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,  
Erwach' ich zum furchtbar'n Gebiether der Welt.

4.

### R ä t h s e l.

Ich lieg' im Thurm mit manchem Zimmer,  
Und werde drin zum braunen Mohr;  
Und nie schau ich des Tages Schimmer,  
Sprengt nicht ein schneidend Schwert das Thor.  
War dort mein Kerker klein und enge,  
Doch wünsch' ich noch ein finstres Haus  
Dort grab ich unterird'sche Gänge,

Und komm als grüner Zweig heraus;  
Bald streckt der Zwerg sich in die Länge,  
Am Ende wird ein Riese draus.

5.

N ä t h s e l.

Wenn ich erscheine, bleibst du gern zu Haus.  
Zwingt dich indeß die Noth hinaus,  
Pflegst du durch Schuß mir auszuweichen.  
Drehst du mich um, im Nu  
Werd ich ein Mensch wie du,  
Man mag uns schon wie Tag und Nacht vergleichen.

6.

N ä t h s e l.

Ich trag die Last der Atmosphäre,  
Mit allem, was sie mit sich führt,  
Ich steige leicht bey ihrer Schwere,  
Und falle, wenn sie leichter wird.

7.

N ä t h s e l.

Es fließt in Strömen und in Flüssen  
Mir Wasser zu.  
Man sucht bey mir auf weichen Kissen  
Die süße Ruh.

8.

L o g o g r y p h.

Mein Ganzes ist den Menschen angeboren,  
Doch mancher hat durch Unglück mich verloren.  
Ein Zeichen mehr, denn bin ich doppelt, was ich war.  
Noch eines mehr, denn stell' ich auserkoren  
Mich Ländern oft zum Schrecken dar.

9.

N ä t h s e l.

Dem Schlitten nütz' ich nicht, wohl geht auf mir der Wagen,  
Und fehlt ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,  
Was der Herr Pfarrer sich von ihr verspricht.  
Nun rathet, was ihr wollt — ein Rad? das bin ich nicht.

10.

R ä t h s e l.

Ich trug, und ward zugleich getragen,  
Und was mich trug, das ward erschlagen;  
Geköpft ward auch ich;  
Nun tränkt und führt man mich,  
Und läffet, was man will, mich sagen.

11.

F o g o r y p h.

Fünf Zeichen hat mein Wort; des Kopf ist grau und alt,  
Der seinem Rahmen trägt. Ein Zeichen von der Spitze  
Des Worts hinweg: so wirbs die Frucht der größten Hitze;  
Noch eins hinweg: so gibts, was kälter ist als Kalt.

12.

R ä t h s e l.

Groß oder klein — ich bin nur eines Fußes lang.  
Mich haben, ist kein Vorzug, oft ein Zwang.  
Und doch, wer mein entbehret,  
Ist traun! mitleidenswerth.

13.

R ä t h s e l.

Es ist ein Wanderer, mit dem kein Andrer ginge.  
Was euch zur Eile treibt, macht, daß er stille steht.  
Oft raubt er treulos die ihm anvertrauten Dinge;  
Oft trägt er treu sie hin, wohin er selbst nicht geht.

14.

C h a r a d e.

Die Ersten möcht' ich nicht bey meinem Leben  
In Kinder- oder Narrenhände geben.  
Die Dritte ist Befehl, den oft der Lehrer spricht;  
Denn wer dawider thut, hört nichts vom Unterricht.  
Verschiedenheit des Vierten ist das Band,  
Wodurch der Mensch an Menschen wird gefesselt;  
Doch wer sich drauf was dünkt, dem wünsch' ich mehr Verstand.  
Das Ganze ist ein Wort, das man mit Freuden höret,  
Wenn Raub und Mord bisher des Lebens Ruh gestöret.

15.

R ä t h s e l.

Sieh, ich ergieße meinen Strom aus hundert und wohl mehr  
Kanälen.

Du meinst, ein vertrocknet Land, dem dicke Regengüsse fehlen?  
Zu wässern? aber nein;

Ein feuchtes soll durch mich schnell ausgetrocknet seyn.

16.

R ä t h s e l.

Erkauft werd ich sehr oft durch vieles Menschenblut,  
Nach schwerem Streit und jammervollem Kriege;  
Und umgekehrt, bin ich ein unbedeutend Gut,  
Und nicht mehr werth — als eine Siege.

17.

R ä t h s e l.

Mich leset ihr.  
Still nahet mir  
Im Wald-Revier  
Der Jäger sich.  
Ihr geht durch mich,  
Lobt meinen Strich,  
Und schießt mit mir.  
Auch glänz' ich schön  
In Wolkenhöh'n  
Bald hier, bald dort.  
Doch was ich bin  
In jedem Sinn,  
Umfaßt ein Wort,

18.

R ä t h s e l.

Voll oder leer  
Bin ich gleich schwer.



19.

R ä t h s e l.

Meine Kinder und deine  
Schlangen allerley Weine  
Sammt den Fäßchen hinein  
Ohne berauscht zu seyn.  
Sagt mir, was  
Ist wohl das.

Auflösung der Räthsel, Charaden und Logogryphen.

1. Das Bette.
  2. Herrmann.
  3. Ein Funke.
  4. Obstkern.
  5. Regen — Neger.
  6. Barometer.
  7. Flußbeet — Bett.
  8. Arm — Arme — Armee.
  9. Sand.
  10. Schreibfeder.
  11. Weis — Reis — Eis.
  12. Der Schuh.
  13. Der Fluß.
  14. Waffenstillstand.
  15. Streubüchse.
  16. Sieg — Weis.
  17. Bogen.
  18. Blasbalg.
  19. Weinbeere.
-

